

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des
LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR)

Eine Jahresgabe für ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

2015

Redaktion:

Katrin Bauer, Georg Cornelissen, Gabriele Dafft, Dagmar Hänel, Peter Honnen



Seite 4



Seite 12

NEU IM ILR

ILR übernimmt Fotos zum Alltag im ländlichen Raum 4

von Katrin Bauer

Plümme oder Oberbett? 8

Worträume und Wortkarten

von Georg Cornelissen

Was Autoschlüssel und Gebetskette über Heimat verraten 12

Das Projekt „Woran glaubst du?“

von Gabriele Dafft

BRÄUCHE

Christkind im Körbchen – neue alte Adventsbräuche im Rheinland 20

von Stephanie Herden und Dagmar Hänel

„... und schwur bei der Pfeife des Sankt Nikolaus“ 27

Dietrich Knickerbocker und die

Weckmannspfeife – Neue Nachrichten

vom Attribut des Nikolaus-Gebildgebäcks

von Alois Döring

NAMEN

Namenkundliche Spurensuche: Von der Bedeutsamkeit zur Grundbedeutung von Eigennamen 35

von Walter Hoffmann

Wo kommt der her? 47

Namenkundliche Anfragen an die
Sprachabteilung

von Peter Honnen

ARBEIT UND MOBILITÄT

Mobilität hat Saison: Lebenswelten osteuropäischer Arbeitskräfte 57

von Judith Schmidt

NORDRHEIN-WESTFALEN

Elemente der Bergbausprache im Wortschatz Jugendlicher 66

Untersuchungsergebnisse aus Unna und
Düsseldorf

von Meike Glawe

Von Gutenberg bis Luther 74

von Georg Cornelissen



Seite 27



Seite 57

TIPPS UND TERMINE

HINGEHEN

Tagung „200 Jahre Sprachgrenze (1815-2015)“ 79

Ausstellung „KinderTräume“ zeigt viel Neues aus der Spielzeugsammlung. Batman, Mario und Risiko im LVR-Freilichtmuseum Kommern 79

LESEN

Eine kleine Sprachgeschichte eines großen Bundeslandes 81

Sprache und Migration 82

Räume | Dinge | Menschen. Eine Bonner Kulturwissenschaft im Spiegel ihrer Narrative 83

„Zur Krippe her kommt...“ 84

Wie viel Heimat in den Dingen steckt Begleitband zur Ausstellung „Woran glaubst du? Heimat und Religion“ 85

KUCKEN

Lechenich auf 8mm: Erinnerungen an die 60er Jahre 86

Film: „Muss langsam weg“ – Von der Flüchtlingsunterkunft zum Museumsobjekt 87

Film: Saison | Sezon. Leben von der Landwirtschaft 88

GETAGT

„Klängeroabend“ 2014 in Bracht 89

VERANSTALTET

Landeskundliches beim Tag der Begegnung 90

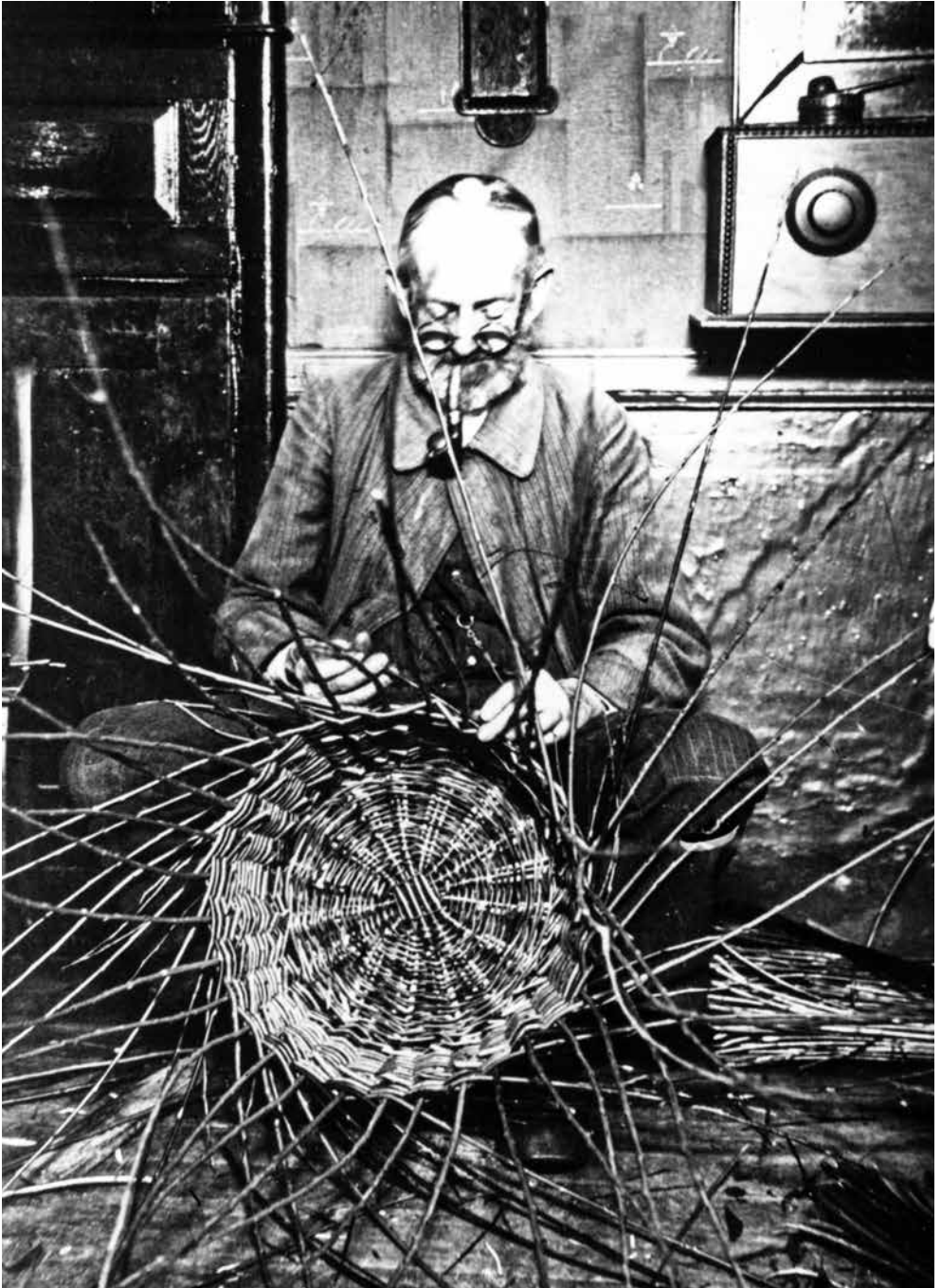
NACHGEHAKT

***Buckmann* on Tour** 90

Neue Literatur 92

Bildnachweis 96

Impressum 97



Korbbinden, Sammlung Ferber.

ILR übernimmt Fotos zum Alltag im ländlichen Raum

von Katrin Bauer

Die Volkskundlerinnen und Volkskundler des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR) dokumentieren und erforschen den Alltag der Rheinländerinnen und Rheinländer und zeigen, wie sich Wandlungsprozesse in Vergangenheit und Gegenwart auf ihr Leben auswirk(t)en. Wichtige Zeugnisse für die wissenschaftliche Analyse dieser Transformationsprozesse sind Fotografien, die in unserem Archiv des Alltags im Rheinland/Rheinisches Volkskundearchiv systematisch gesammelt und als kulturelles Erbe des Rheinlandes erhalten werden. Unlängst konnte der Bestand um drei beeindruckende Sammlungen ergänzt werden:

Frau Margret Jüssen, die 1995 für ihre besonderen Verdienste um die rheinische Kulturgeschichte mit dem Rheinlandtaler ausgezeichnet wurde, übergab ihre Fotosammlung des Alltagslebens in Erp dem LVR-Institut für Landeskunde und dem Stadtarchiv Erftstadt, wo die Originale zukünftig archiviert werden. Über Jahrzehnte trug sie private Bilddokumente von ErpenerInnen zusammen und versah sie – zusammen mit einer Gruppe Interessierter – über Karteikarten mit Basisinforma-

tionen. Das Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte freut sich besonders, da die Sammlung das Dorf Erp, welches heute zu Erftstadt gehört, fokussiert. Das Material ergänzt in hervorragender Weise den kürzlich veröffentlichten Film des ILR „Lechenich auf 8 mm – Erinnerungen an die 60er Jahre“, der historisches Filmmaterial des alten Amts Lechenich, zu dem Erp gehörte, mit Erzählungen lebendig werden lässt. Zur Fortführung dieses Forschungsschwerpunktes wurde außerdem ein Kooperationsprojekt mit der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde der Universität Bonn initiiert, das über eine gemeinsame Feldforschung aktuelles Datenmaterial erhebt und die historischen Fotos und Filmdokumente um gegenwärtige Perspektiven ergänzt.

Anders als Frau Jüssen zog Karl Guthausen seit den 1970er Jahren mit der eigenen Kamera „ins Feld“ und dokumentierte Leben und Arbeiten der Menschen im Kreis Schleiden. Diese umfangreiche Diasammlung ihres Mannes übergab Margret Guthausen nun dem LVR-ILR. Vor allem Feste, Bräuche und Rituale, die er detailliert im Bild festhielt, faszinierten ihn. Dank der Unterstützung von Frau Guthau-



*Karwoche mit Palmzweigen, Karklappern
und Ostereiern, Sammlung Guthausen.*

sen und Frau Vossemer, die früher häufig bei den Fotorecherchen dabei war, konnten auch diese Bilder mit Zusatzinformationen versehen werden. Karl Guthausen – ebenfalls Träger des Rheinlandtalers – publizierte zahlreiche Bücher zu Eifeler Sagen und heimatkundlichen Themen.

Die dritte Sammlung umfasst Fotografien aus dem gesamten 20. Jahrhundert aus der Region um Daun. Der Heimatforscher Franz Josef Ferber trug sie über Jahrzehnte zusammen. Die zum Teil sehr seltenen Fotografien dokumentieren die ländliche Arbeitswelt und zeigen durch ihre zeitliche Spannbreite besonders eindrücklich, wie sich das Leben im 20. Jahrhundert hier veränderte. Auch Franz Josef Ferber veröffentlichte zahlreiche Bücher

zu heimatkundlichen Themen und wirkte an Ausstellungen zu alltagskulturellen Themen mit.

Alle drei Sammlungen wurden durch das LVR-Zentrum für Medien und Bildung hochwertig digitalisiert und werden zukünftig über ein Internetportal zur Alltagskultur (PortAll) des ILR allen Interessierten jederzeit zur Verfügung stehen. Die Bestände zeigen Wandlungs- und Veränderungsprozesse und geben Zeugnis vom Alltagsleben im ländlichen Raum, vom Feiern und Arbeiten, vom Vereinsleben, von besonderen Ereignissen und dem ganz normalen Leben. Die Fotos repräsentieren das immaterielle kulturelle Erbe, sie sind Teil der Erinnerungskultur der Rheinländerinnen und Rheinländer, die sich in den



Feldarbeit, Sammlung Jüssen.

Fotos materialisiert. Zu den Fotos erhebt das ILR – teilweise mit Kamera – die Geschichten, die an sie geknüpft werden. Auch hier danken wir sehr herzlich allen, die sich mit uns gemeinsam die Fotos angesehen und sich erinnert haben.

Für die Überlassung ihrer Sammlungen und der großartigen Unterstützung bei der Erschließung sei Franz Josef Ferber, Margret Guthausen und Margret Jüssen sehr herzlich gedankt.

Wenn auch Sie im Besitz von historischen Fotosammlungen oder Filmen sind und diese der Nachwelt erhalten wollen, setzen Sie sich gerne mit uns in Verbindung.

Kontakt:

Dr. Katrin Bauer
Wissenschaftliche Referentin
Abteilung Volkskunde
Tel. 0228 – 98 34 276
katrin.bauer@lvr.de

Plümme oder Oberbett?

Worträume und Wortkarten

von Georg Cornelissen

Ein Schulbesuch in Lohmar

Am 27. 5. 2015 war ein Sprachwissenschaftler des ILR zu Gast im Gymnasium Lohmar (im Rhein-Sieg-Kreis). An diesem Tag übernahm er in einem Kurs des Jahrgangs 10 (EF) zwei Stunden des Deutschunterrichts, in denen er sowohl aus dem Arbeitsleben eines Forschers mit dem Schwerpunkt Rheinland berichtete als auch zentrale Ergebnisse zum „Dialekt“ und zum „Regiolekt“ der Region vorstellte. Die Stunden waren Teil einer Unterrichtsreihe über regionale Sprachvarietäten.

Die Schüler und Schülerinnen füllten in diesem Zusammenhang einen Minifragebogen aus, dessen erste Frage sich auf

1. Wie nennen Sie das „Federdeckbett“?

- ☐ Deckbett
- ☐ Federbett
- ☒ Bettdecke
- ☐ Oberbett
- ☒ Plümme (Betonung auf der ersten Silbe)
- ☐ Plumeau (Betonung auf der zweiten Silbe)
- ☒ anders / Kommentar: Bettzeug

Aus einem Lohmarer Fragebogen.

die Bezeichnung des ‚Federdeckbetts‘ bezog (siehe Abbildung). Vorgegeben wurden dabei also sechs Wörter, von denen dasjenige oder diejenigen anzukreuzen war/en, das/die der Einzelne jeweils gebraucht. Auf den 22 Fragebogen wurden insgesamt 39 Kreuzchen gemacht, unter „anders/Kommentar“ fanden sich sechs weitere Angaben, so dass etwa zwei Antworten von jedem der in Lohmar oder dessen Umgebung beheimateten Jugendlichen gegeben wurden. Die Angaben verteilten sich wie folgt: *Bettdecke* 19, *Plümme* 14, *Federbett* 3, *Decke* 3, *Plumeau* 2 (davon einmal *Plümme* + *Plumeau*), *Bettzeug(s)* 2, *Deckbett* 1, *Bett* 1, *Oberbett* 0. 15 der 22 SchülerInnen notierten also *Pümme/Plumeau*, das entspricht einem Wert von ca. 68 Prozent.¹

Die Karte

Die Frage nach den Federdeckbett-Bezeichnungen hatte auch schon ein ILR-Sprachfragebogen des Jahres 2012 enthalten, die darin angebotenen Antwortvorgaben waren exakt dieselben. Die flächendeckende Befragung vor drei Jahren zielte auf den Regiolekt (die regionale Umgangssprache) ab, nicht auf den Dialekt („Platt“). Das damals eingegangene Material ist bei

uns, nach Altersgruppen geschichtet, der jeweiligen Kommune zugeordnet worden. Für die Karte „Plümмо oder Oberbett“, abgedruckt auf dem Umschlag dieser AiR-Ausgabe,² wurden allein die Antworten der Altersgruppe 45-64 Jahre herangezogen.³ Diese Gewährsleute sind also etwa drei bis fünf Jahrzehnte älter als die Lohmarer Schüler und Schülerinnen im Jahre 2015 (ca. 16 Jahre alt).

Die Karte zeigt das Rheinland, insoweit es zu NRW gehört. Es reicht von Kleve im Norden bis nach Bonn im Süden, von Aachen im Westen bis zur westfälischen Grenze im Osten. Für zehn Kommunen liegen keine auswertbaren Fragebogen vor, in einem weiteren Fall fehlen die Antworten zur Frage nach dem ‚Federdeckbett‘. Hinter dem Kuchendiagramm einer Kommune können sich 1-10 Fragebogen verborgen. Wenn für die Altersgruppe 45-64 keine Daten vorlagen, wurden ersatzweise die Fragebogen der Gruppe 65 Jahre und älter bzw. der Gewährsleute im Alter von 25 bis 44 Jahre herangezogen.

Rot steht für *Plümмо*. Diese Farbe dominiert in der Südhälfte des Rheinlands, in der auch Lohmar (etwa 30 Kilometer südöstlich von Köln) liegt. Am Niederrhein kommt Rot dagegen sehr viel seltener vor, und im Ruhrgebiet sowie im nördlichen Teil des Bergischen Landes fehlt Rot weitgehend. Dort ist *Oberbett* (Blau) tonangebend.

Es gibt einfarbige und farblich unterteilte Symbole (Diagramme). Sie enthalten nur eine Farbe, wenn für die betreffende Kommune ein einziges Synonym genannt wurde; so zeigt das Kreissymbol hier für

die Kommune Lohmar allein Rot (*Plümмо*). Die Farbe Lila in einem nicht unterteilten Symbol steht für eine Bezeichnung, die nicht zu den sechs Antwortvorgaben gehörte. Kommen nach den Angaben der Gewährspersonen zwei Bezeichnungen mit gleicher Häufigkeit vor, wurde das Halbe-Halbe-Diagramm gewählt. Eine Unterteilung in ein Dreiviertelfeld (oben) und ein Viertelfeld (unten) signalisiert, dass in dieser Kommune eine Bezeichnung am häufigsten zu verbuchen war (oben) und dass daneben zumindest ein anderes Synonym vorkam. Lila ist im unteren Viertel dann zu finden, wenn mehrere Bezeichnungen den zweiten Rang belegten oder wenn hier ein anderes Synonym in Erscheinung trat. Ziel einer Karte dieses Typs ist es, Worträume darzustellen und zugleich örtliche Varianten ins Blickfeld zu rücken.

Plumeau und Plümмо

Im Jahrgang 2008 der Zeitschrift „Wir im Rheinland“, der Vorgängerin von „Alltag im Rheinland“, findet sich ein Aufsatz zu dem Wort *Plümмо* (Eumann 2008). *Plümмо* ist aus *Plumeau* entstanden, in dieser Schreibform bildet es zum Beispiel einen Eintrag im aktuellen Rechtschreib-Duden (Duden 2013, S. 831). Bei *Plumeau* handelt es sich um eine Entlehnung aus dem Französischen (*plumeau*), wobei die Franzosen mit diesem Wort heute eher einen ‚Federwisch‘ als ein ‚Federdeckbett‘ verbinden (Eumann 2008, S. 16). In *plumeau* steckt *plume* ‚Feder‘, das wieder aus dem Lateinischen stammt (*pluma* ‚Feder‘). *Plümмо* ist verwandt mit *Plümmel* ‚Trodde, Quaste‘ (Honnert 2012, S. 177).

Dass sich die Betonung im Fall von *Plümme* von der zweiten zur ersten Wortsilbe verschoben hat, weist darauf hin, dass das Wort im Rheinland schon lange im Gebrauch ist. Bei *Bürro* und *Mussik* verhält es sich genauso. Früher wird man hier im Dialekt also vom *Plümme* gesprochen haben und im Hochdeutschen – „gewählter“, „vornehmer“ – vom *Plumeau* (mit Endsilbenbetonung).

Regiolekt und Generation

Aus dem Jahr 2005 datiert ein anderer Regiolekt-Fragebogen unseres Instituts. Damals beteiligten sich besonders viele junge Leute, was nicht zuletzt der Vermittlung von Lehrpersonen zu verdanken war. Auf der Grundlage dieses Materials wurden kontrastierende Karten gezeichnet: Karten für die Altersgruppe 65 Jahre und älter einerseits und andererseits für die jungen Leute zwischen 16 und 24 Jahren (Cornelissen 2008).

Der Vergleich beider Kartenserien mündete in dem Fazit: „Was heute ein Regiolekt ist, ist eine Frage der Generation“ (Cornelissen 2008, S. 69). Die regionale Alltagssprache (der Regiolekt) der Jugendlichen enthält ungleich weniger Dialektreminiszenzen als die gleiche Sprachlage bei älteren Leuten, was auch damit zu tun hat, dass Senioren oft selbst noch

Platt (Dialekt) sprechen. Eine vor kurzem durchgeführte Untersuchung zur Sprachsituation in Bonn erbrachte ein vergleichbares Ergebnis (Rempel 2013). Erhebungen, an denen sich vor allem die jüngere und die mittlere Generation beteiligt – dies ist etwa beim „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ der Fall (Möller/Elspaß 2008, S. 117) –, dürften andere Resultate erbringen als Befragungen, zu denen auch ältere Leute einen gewichtigen Beitrag leisten.

Es gibt Regionalismen, die in der Sprache junger Leute recht fest verankert sind. Im südmünsterländischen Werne etwa kennen zwei Drittel von ihnen noch ein Wort wie *Jaust* ‚(frecher) Junge‘, und vier von zehn scheinen es auch zu verwenden (Mürmann 2014, S. 37). Im rheinischen Lohmar ist das *Plümme* ebenfalls noch bestens bekannt: Wenn man bedenkt, dass hier nicht alle Schüler und Schülerinnen einheimische Eltern haben, dass also in der jeweiligen Familiensprache *Oberbett* oder *Federbett* oder ganz andere Bezeichnungen beheimatet sein können, ist ein Wert von 68 Prozent für *Plümme* beachtlich! Andererseits: Auf einer Wortkarte für den Regiolekt von Jugendlichen wäre *Plümme* im Lohmarer Diagramm nur noch unten (im unteren Viertel) zu finden. Das *Oberbett* hat hier inzwischen die Oberhand gewonnen.

Literatur

Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA) [2001ff.].
Von Stephan Elspaß/Robert Möller. <http://www.atlas-alltagssprache.de/> [28. 5. 2014].

Cornelissen, Georg (2008): Areale Strukturen und generationenabhängige Varianz auf Regionalkarten des Rheinlands. In: Elspaß/König (2008), S. 53-72.

Duden. Die deutsche Rechtschreibung [2013].
Hrsg. von der Dudenredaktion. Auf der Grundlage der aktuellen amtlichen Rechtschreibregeln. [Duden, 1]. 26. Aufl. Berlin/Mannheim/Zürich.

Elspaß, Stephan/König, Werner (Hrsg.) (2008): Sprachgeographie digital. Die neue Generation der Sprachatlanten (mit 80 Karten). (Germanistische Linguistik, 190-191). Hildesheim/Zürich/New York.

Eumann, Stephanie (2008): Plümme. Ein Lehnwort auf Abwegen. In: Wir im Rheinland 26, Heft 1/2, S. 14-18.

Honnen, Peter (2012): Kappes, Knies & Klüngel. Regionalwörterbuch des Rheinlands. 7. Aufl. Köln.

Möller, Robert/Elspaß, Stephan (2008): Erhebung dialektgeographischer Daten per Internet: Ein Atlasprojekt zur deutschen Alltagssprache. In: Elspaß/König (2008), S. 115-132.

Mürmann, Sophie (2014): Regionale Sprachkompetenz bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Werne. Ergebnisse einer Befragung [2013]. In: Alltag im Rheinland, S. 37-44.

Rempel, Katharina (2013): Bonn, Bönnsch & Bonner Deutsch. Sprachliche Vielfalt in der Bundestadt. Bonn.

Anmerkungen

- 1 Mit Dank an Eva Weyhofen und an die Schüler und Schülerinnen des Gymnasiums Lohmar.
- 2 Für die kartographischen Arbeiten danke ich Esther Weiß und Martina Schaper, ILR.
- 3 An der Auswertung waren Jil Madelein Blume und Sopia Mürmann beteiligt, herzlichen Dank!

Was Autoschlüssel und Gebetskette über Heimat verraten

Das Projekt „Woran glaubst du?“

von Gabriele Dafft

Ein Autoschlüssel, eine Gebetsmütze und ein Armband – mit diesen und weiteren Dingen geben Schülerinnen und Schüler sehr persönliche Antworten auf die Frage: „Woran glaubst du?“. Sie haben sich jeweils mit einem Gegenstand fotografieren lassen, der für etwas steht, das ihnen wichtig ist und ein Stück Heimat bedeutet. Die Dinge erzählen etwas über grundsätzliche Überzeugungen und Wertvorstellungen junger Menschen, über das, was sie begeistert, was ihnen in ihrem Leben Halt und Orientierung gibt. In Interviews haben die Beteiligten mehr zu den Hintergründen dieser Objekte verraten, über die individuelle Bedeutung, welche die Dinge für sie haben.

Die Fotoserie entstand im Rahmen des Forschungs- und Ausstellungsprojektes „Wo ist dann meine Heimat ...?“, in dem das ILR nicht nur dem Heimatverständnis junger Menschen, sondern auch den unterschiedlichen Facetten von Heimat auf der Spur ist. Für das Projekt kooperiert das ILR mit Schulen im Rheinland und führt vor Ort Befragungen, Gruppendiskussionen und Interviews mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen durch. Ausstellungen geben jeweils Einblicke in



Schülerinnen und Schüler haben sich intensiv mit der Frage „Woran glaubst du?“ auseinandergesetzt und Dinge sprechen lassen.

die Ergebnisse und bieten der Meinungs- und Erfahrungsvielfalt der beteiligten Schülerinnen und Schüler eine Plattform. Bisher ist das Projekt mit jeweils unterschiedlichen Schwerpunkten in Köln, Xanten und Duisburg gelaufen. In der ak-

tuellen Mönchengladbacher Kooperation mit dem Berufskolleg Rheydt-Mülfort für Wirtschaft und Verwaltung stand der Zusammenhang zwischen Heimat und Religion oder vielmehr Heimat und Glauben im Mittelpunkt. Unter der Leitfrage „Woran glaubst du?“ haben sich Protagonistinnen und Protagonisten im Alter zwischen 17 und 20 Jahren mit den Idealen und Wertvorstellungen auseinandergesetzt, die Teil ihrer Identität sind. Zu dieser „mentalen Heimat“ gehören unter anderem auch religiöse Überzeugungen. Bisherige Teilprojekte und Befragungsergebnisse hatten dem ILR bereits Hinweise gegeben, dass das jugendliche Heimatverständnis nicht allein durch ein Ineinandergreifen emotionaler, sozialer und räumlicher Facetten geprägt ist, auch die Freiheit, sich selbst verwirklichen zu können, die Möglichkeit zur Selbstentfaltung haben einen Anteil daran. Die befragten Schülerinnen und Schüler formulieren das mitunter so: „Heimat ist da, wo ich sein kann, wie ich bin, ohne mich zu verstellen“ oder „Heimat ist der Ort, wo ich mich frei fühle und meine Gedanken ausleben kann“.

Nach eigenen Werten und Interessen, nach individuellen Überzeugungen leben zu können, spielt eine wichtige Rolle im Heimatkonzept junger Menschen und ist wesentliche Voraussetzung, um sich in ihrer räumlichen und sozialen Umgebung zu Hause zu fühlen. Spannend war für das ILR daher die Frage, welche Überzeugungen das konkret sind und wie die subjektive mentale Heimat der Schülerinnen und Schüler aussieht. Die Kooperationsanfrage des Berufskollegs und die Beteiligung



Bei der Ausstellungseröffnung beteiligten sich die Schüler an einer Talkrunde.

eines Religionskurses an dem Projekt waren also hochwillkommen. Entscheidende Neuerung in dieser Kooperation: Dieses Mal haben wir – neben anderen Methoden – auch Dinge sprechen lassen, um in die Köpfe der jungen Leute zu schauen und mehr über ihre Vorstellungswelten zu erfahren. Während der halbjährigen Projektarbeit haben die Jugendlichen Ideen entwickelt, mit welchen Gegenständen sie sich in den Ausstellungsporträts zeigen möchten, welche greifbaren Dinge am besten ihre Idee von Heimat vermitteln und für ihre grundlegenden Überzeugungen stehen. Auf diesem Wege ist eine Sammlung höchst unterschiedlicher Objekte – mal profan, mal religiös – entstanden, das Spektrum ist breit, es reicht zum Beispiel vom Springseil bis zum Kopftuch, vom Familienfoto bis zum Gebetsteppich, vom Fanschal bis zum Duftöl. In Einzelinterviews hat das ILR mehr über all diese Dinge erfahren: Wie sie benutzt werden, woher sie stammen, aber vor allem welche individuelle Bedeutung sie für ihre



Ausstellungspräsentation im Berufskolleg Rheydt-Mülfort.

Besitzer haben. Herausgekommen sind dabei Geschichten, die für jede Menge Aha-Effekte sorgen. Denn schnell stellt sich heraus, dass sich die Dinge nicht auf eine einzige Bedeutung festlegen lassen, sondern sehr vielschichtig sind. Die Geschichten machen manchmal betroffen, mal bringen sie uns zum Schmunzeln, mal zum Nachdenken. Aber allen Objekten gemeinsam ist, dass mehr hinter ihnen steckt als ein erster Blick in der Regel wahrnehmen kann. Darüber hinaus kann dieser erste Blick mitunter auch auf die falsche Fährte führen. Nehmen wir zum

Beispiel den Autoschlüssel: Ist Castro etwa ein Autofreak? Verweist der Schlüssel auf das „Auto als Heiligtum“, wie eine Lehrerin beim ersten Blick auf das Foto vermutete? Oder möchte uns Castro mit dem Schlüssel nicht doch etwas ganz anderes sagen? Der Blick in die Geschichte zum Porträt zeigt: Der Schlüssel ist zwar eine Erinnerung an das erste Auto, das Castro viel bedeutet haben mag, der Schüler zeigt den Schlüssel hier aber vor allem als Symbol für seine Zukunft, von der er sich im übertragenem Sinn offene Türen, ein Leben ohne Ausgrenzung erhofft. „Ich

Damit kann man
alles öffnen.

Castro (18)

»Ich habe das mitgebracht, weil man mit einem Schlüssel alles öffnen kann. Ich hoffe, dass mir in der Zukunft alle Wege offen stehen und dass ich nicht wegen meiner Herkunft oder irgendetwas anderem benachteiligt werde. Ich glaube an die Zukunft. Wo mich der Weg hinführt, weiß ich noch

nicht präzise, aber ich habe eine ungefähre Vorstellung. Wenn ich jetzt auf dem Berufskolleg einen guten Abschluss mache, dann ist der nächste Schritt das Abitur und dann gebe ich noch mal richtig Gas. Mal gucken, was da später rauskommen wird.«



Castros Porträt verrät, welche Bedeutungen der Schlüssel für ihn hat.

glaube an die Zukunft“ ist als Zitat in seinem Porträt zu lesen.

Die Bedeutungsvielfalt der Dinge

Auch andere Porträt-Geschichten mögen für unerwartete oder überraschende Erkenntnisse sorgen. Dann zeigt sich etwa, dass ein dynamisch mit der Faust nach vorne gestrecktes Libanon-Armband weniger für die offensive Identifikation mit dem Herkunftsland steht, sondern vielmehr an sehr widersprüchliche Erfahrungen beim letzten Familienbesuch im Libanon erinnert. Erfahrungen, die zwischen familiärer Geborgenheit und einem schrecklichen Bombenanschlag oszillieren, bei dem Majid Zeuge war. In der Ausstellung sind viele weitere Beispiele zu entdecken, die belegen, dass die Geschichten zu den Dingen durchaus mit ersten Erwartungen und

Assoziationen brechen können. Gizems Kopftuch etwa: Es verweist zunächst auf die religiöse Überzeugung seiner muslimischen Trägerin, steht hier aber auch für eine Außenwirkung, der sich die Schülerin durchaus bewusst ist. Sie weiß, dass das Kopftuch nicht nur Kleidungsstück, sondern auch Diskussionsstoff ist. Daher antizipiert sie, dass die Leute darüber reden könnten, wenn sie es regelmäßig trägt. Das aber möchte Gizem ihrer Familie ersparen, daher überlegt sie sich gut, wann sie es anlegen möchte, ob sie es vielleicht erst nach der Schulzeit macht. Insofern ist das Kopftuch und Gizems Erfahrung auch als Reflex auf Ängste und Vorbehalte größerer Teile der Gesellschaft in Deutschland zu verstehen, für die die islamische Glaubenspraxis immer noch fremd ist. Doch Gizem fügt noch eine weitere Bedeu-



Beim Ausstellungsaufbau. Weil Heimat oft mit Mobilität und Migration zu tun hat, werden die Porträts auf Umzugskartons präsentiert.

tungsebene hinzu: Aus ihrer Erzählung hören wir den Stolz auf die Kunstfertigkeit heraus, mit der die Oma die schöne Zierbordüre des Kopftuchs genäht hat und wir erfahren, dass sich für die Schülerin Kopftuch und „Style“ nicht ausschließen. Das Kopftuch wird so in einen Kontext gerückt, der für die Betrachter des Porträts neue Identifikationsmöglichkeiten eröffnet.

Gizems Geschichte hebt die religiöse Praxis des Kopftuchtragens vom Sockel des möglicherweise Fremden und Abstrakten und lässt auch Gemeinsamkeiten und Vertrautes entdecken. Wenn Gizem über ihre persönlichen Bekleidungs-

lieben erzählt und von ihrer Bewunderung für die Großmutter, dockt ihre Geschichte an Erfahrungshorizonte an, die viele andere teilen können, auch wenn sie nicht muslimischen Glaubens sind. Damit wird auch die kopftuchtragende Schülerin nicht nur auf ihr Kopftuch reduziert, sie kann weitere Facetten ihrer Persönlichkeit zeigen.

Ebenso zeigt auch die Gebetsmütze von Durmus, dass die Dinge nicht auf eine einzige Bedeutung festgelegt sind. Das Porträt vermittelt Durmus' religiöse Überzeugung, die Ernsthaftigkeit, mit der er seinen Glauben lebt. Es lässt Einblicke in seine tägliche religiöse Praxis zu und



Man kann sich damit
auch schön stylen, wie ein
normaler Mensch halt.

Gizem (17)

»Das Tuch habe ich in den Sommerferien von meiner Großmutter geschenkt bekommen. Sie lebt in einem Dorf 100 Kilometer von Izmir entfernt und kann diese Spitzen nähen. Das sieht sehr schön aus, in der Türkei wird das oft gemacht. Ich ziehe ein Kopftuch zu Hause beim Beten an. Aber es ist auch eine normale Kopfbedeckung. Wenn ich zum Beispiel mal beim Kochen zu

Hause nichts zum Haare verbinden habe, nehme ich ein Kopftuch. Ich hab mir vorgestellt, ein paar Mal mit Kopftuch in die Schule zu kommen, damit ich mich daran gewöhne. Man redet viel über das Kopftuch. Ich werde das aber wohl erst in der Zukunft tragen, mit 20 Jahren oder wenn ich eine Arbeit anfangen.«

*Das Kopftuch: Kleidungsstück und
Diskussionsstoff.*



*Die Gebetsmütze ist für Durmus nicht
nur rituelle Kopfbedeckung, sondern auch
Erinnerungsstück.*

zeigt, wie wichtig ihm das Beten ist. Die Gebetsmütze ist ein rituelles Kleidungsstück und die religiösen Normen des Islam erfordern, dass männliche Gläubige sie beim Gebet tragen. Die Mütze hat also kollektive, rituelle Bedeutung. Zugleich birgt sie aber auch eine sehr individuelle Bedeutung. Für Durmus ist sie ein Erinnerungsstück von hohem emotionalem Wert, sein Vater hat sie vor einigen Jahren aus Mekka mitgebracht und Durmus geschenkt, als dieser angefangen hat, sich mehr mit seinem Glauben zu beschäftigen. Die Vielschichtigkeit bringt Durmus mit dem Zitat auf den Punkt: „Die Mütze hat also gleich zwei Bedeutungen, sie ist ein Andenken an meinen Vater und etwas Religiöses.“ Ein Erinnerungsstück von einem geliebten Verwandten, das für andere vielleicht keine große Bedeutung hat, das man aber wie etwas Kostbares aufbewahrt

– dieser Teil der Geschichte mag vielen vertraut vorkommen. Wir erkennen uns also gelegentlich in den Dingen wieder. Das Porträt von Jennifer ist ein weiteres Beispiel, es zeigt eine Gebetskette, die für Jennifer nicht nur ein Stück Islam symbolisiert, sondern auch Bestandteil ihrer individuellen Glaubenspraxis ist. Jennifer beschreibt sich als „nicht so sehr religiös“, aber vor Klausuren betet sie und nimmt eine Gebetskette mit in die Schule. Die Kette wird für sie also auch zu einer Art Glücksbringer, eingebunden in ein kleines persönliches Ritual vor einer Klausur, das ihr Halt gibt. Diese Geschichte zum Objekt regt uns möglicherweise an, darüber nachzudenken, welche Glücksbringer wir selbst zu bestimmten Anlässen benutzen, welchen kleinen Gegenstand wir brauchen, der für unsere Überzeugung steht und uns Zuversicht vermittelt.

Einblicke in religiöse Alltagspraxis

Viele weitere Beispiele sind in der Ausstellung und – ausführlicher – in einem Begleitband zu entdecken, der aus dem Forschungsprojekt hervorgegangen ist. Die unterschiedlichen Objekte verbindet, dass sie ihre Bedeutungen nicht von alleine preisgeben. Die Dinge brauchen jemanden, der ihre Geschichte erzählt. Die Porträts laden daher ein, einen zweiten und dritten Blick zu riskieren, mit den Protagonisten in einen Dialog zu treten, um mehr über ihre Vorstellungswelten und Wertvor-

stellungen zu erfahren, sie möglicherweise nicht vorschnell in eine Schublade zu stecken. Die Gegenstände ermöglichen einen Blick in die Gedankenwelt der jungen Menschen, zugleich informieren sie auch über den konkreten Umgang mit Objekten und über Alltagspraktiken. Gerade bei den Dingen, die in einem rituellen religiösen Kontext stehen, öffnen sich auf diese Weise neue Erkenntnis- und Verständnismöglichkeiten: Gebetsteppich, Duftöl, Gebetsmütze, Gebetskette, Orthodoxarmband, Marienstatue, Koran oder Kopftuch – all diese Objekte und die zugehörigen Porträts bringen auch ein Stück gelebten religiösen Alltag näher. Sie zeugen zum Beispiel davon, wie selbstverständlich junge Leute die täglichen Herausforderungen der Schule und der Ausbildung mit ihren religiösen Bedürfnissen ausbalancieren. Auch wenn es mitunter etwas mehr Alltagsorganisation erfordert, beispielsweise die Gebetszeiten mit dem Stundenplan und dem Fußballtraining in Einklang zu bringen oder, wenn das Kopftuch die Fragen „der Anderen“ provozieren mag. Es ist auch ein Anliegen dieser Ausstellung, persönliche Einblicke in diese Seiten einer interkulturellen Gesellschaft zu geben.

Zum Projekt und zur Ausstellung ist die Publikation „Woran glaubst du? Heimat und Religion. Wie viel Heimat in den Dingen steckt“ erschienen. Die Porträtfotos hat der Krefelder Fotograf Thomas Esser gemacht (siehe Seite 85).



Jennifers Gebetskette ist auch ihr Glücksbringer.

Christkind im Körbchen – neue alte Adventsbräuche im Rheinland

von Stephanie Herden und Dagmar Hänel

Im vergangenen Dezember besuchten wir Familie S. und das evangelische Seniorenheim Franz-Dahl-Stift in Bad Honnef. Anlass war tatsächlich ein Christkind im Körbchen: In Bad Honnef wird seit inzwischen acht Jahren in der Adventszeit das so genannte Christkindtragen durchgeführt. Dabei wird eine Christkindfigur in

der Gemeinde von Haus zu Haus getragen, um über Nacht bei einer Familie oder einer Einrichtung aufgenommen zu werden. Durchgeführt wird das Ganze vom katholischen Pfarrverband Bad Honnef, wobei es sich inzwischen um eine ökumenische Veranstaltung handelt, wie die Einbindung des evangelischen Seniorenheimes zeigt.

Das Christkindtragen gehört in den Brauchkomplex Advent/Weihnachten, es handelt sich um eine Variante der „Herbergssuche“ und des Marien- oder Frauen(tragen)s.

„Morgen, Kinder, wird's was geben“ – Bräuche im Advent

Der Advent markiert den Beginn des Kirchenjahres und dient den Gläubigen zur Vorbereitung auf die Ankunft Christi. War es in der Vergangenheit das Fasten, sind es heute gerne besondere Speisen, die mit der Adventszeit verbunden werden: Plätzchen, Stollen, Spekulatius und Lebkuchen werden gebacken, gekauft und konsumiert; Letzteres vor allem, wenn auf dem Tisch die Kerzen des Adventskranzes angezündet werden. Im Adventskalender ist für viele Kinder jeden Morgen eine Süßigkeit im Angebot. Heute etwas



Ein Christkind im Körbchen, Bad Honnef.

weniger bekannt sind das Marientragen (auch Frau(en)tragen genannt) und die Herbergssuche. Hierbei geht es, wie bei vielen christlichen Festen, um das Nachvollziehen der biblischen Geschichte in Brauchhandlungen.

„Es begab sich aber zu der Zeit“ – Weihnachtsgeschichte lebendig

Zur Weihnachtsgeschichte gehört die Herbergssuche: Nach dem Lukasevangelium zieht Josef mit der schwangeren Maria von seinem Wohnort Nazareth nach Bethlehem. Anlass ist eine Art Volkszählung, wobei die Menschen dort gezählt werden, wo der Stammsitz ihrer Familie ist.

„So zog auch Josef von der Stadt Nazareth in Galiläa hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt; denn er war aus dem Haus und Geschlecht Davids. Er wollte sich eintragen lassen mit Maria, seiner Verlobten, die ein Kind erwartete. Als sie dort waren, kam für Maria die Zeit ihrer Niederkunft, und sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war.“

Ziemlich knapp und unpräzise ist das Geschehen bei Lukas formuliert. „Es war kein Platz in der Herberge.“ Was tut ein Paar unterwegs, die Frau hochschwanger, die Herberge belegt? Sie werden an viele Türen geklopft haben und wurden abgewiesen, so stellten sich die Menschen im Spätmittelalter das jedenfalls vor und bringen die Geschichte „auf die Bühne“: In dieser Zeit, im 14. und 15. Jahrhundert, entstehen die Weihnachtsspiele, die nicht als Theaterstücke, sondern eingebunden

in kirchliche Kontexte vorgeführt wurden. Bis heute sind sie als Krippenspiele bekannt und beliebt. In diesen szenischen Darstellungen wurde die Heilsgeschichte nachgespielt und in bestimmte narrative Formen gegossen. Beginnend mit der Verkündigung wird das Treffen Marias und Elisabeths, die Herbergssuche und die Geburt auf die kirchliche oder öffentliche Bühne gebracht, das Ende bilden die Anbetung der Könige und die Flucht nach Ägypten. In die narrative und bunte Ausschmückung der Herbergssuchenszene gehörte beispielsweise die Figur eines mitleidlosen Wirts, der Josef und Maria abweist. In der Barockzeit entstand aus dieser Szene des Weihnachtsspiels ein eigener Adventsbrauch: Eine Bildtafel mit dem Abbild Josefs und Marias wurde durch die Gemeinde getragen. Im Gegensatz zum biblischen Text ist im Brauchspiel die Herbergssuche allerdings erfolgreich: Die Bilder und wohl auch Statuen wurden von jeder Gastfamilie ehrfurchtsvoll empfangen und beherbergt, bis sie am nächsten Abend feierlich weiterreisten. Schnell fokussiert sich der Brauch vor allem auf Maria, das hängt vermutlich mit der zunehmenden Marienfrömmigkeit im Spätmittelalter und Barock zusammen. Als Variante wird ab dem 17. Jahrhundert das Frau(en)tragen oder Marientragen populär, hier ist eine Marienstatue oder ein Marienbild in der Gemeinde unterwegs.

Auch die Darstellungen von Jesus als Säugling werden im Spätmittelalter mit Bräuchen verbunden, das Kindleinwiegen beispielsweise, dessen Ursprung Alois Döring in Frauenklöstern und weiblichem

Mystizismus verortet. Der auch in breiten Bevölkerungskreisen beliebte Brauch wurde mit gemeinsamem Singen und Tanzen verbunden und ist unter anderem von Hermann Weinsberg für Köln belegt, ebenso sind zahlreiche erhaltene Christkindwiegen materielle Zeugen des Brauchs.

Der Ablauf des Brauchs zeigt seine Bedeutung und Funktion: Es geht um den rituellen Nachvollzug der biblischen Geschichte, die dahingehend abgewandelt wird, dass die christliche Botschaft von Solidarität und Mitleid sowie der Menschwerdung Gottes umgesetzt wird. Das Christkind wird behandelt und willkommen geheißen wie ein reales Kind, das gewiegt und dem vorgesungen wird. Die Erfahrungen der werdenden Eltern auf ihrer Reise nach Bethlehem werden im Brauch nachvollzogen, gleichzeitig durch das reale Handeln mit den Figuren und Bildern eine Beziehung aufgebaut.

Wie viele dieser szenischen Brauchs Spiele verlieren auch Herbergssuche und Marientragen sowie das Christkindwiegen im Laufe der katholischen Aufklärung im 18. Jahrhundert an Bedeutung. Seit Ende des 20. Jahrhunderts ist eine Wiederbelebung dieser religiösen Bräuche zu beobachten. Besonders beliebt scheinen im süddeutschen Raum Statuen der schwangeren Maria nach dem Vorbild der „Bogenberger Mutter Gottes“ zu sein.

Ein neuer alter Brauch im Rheinland

Auch im Rheinland wird das Marientragen (wieder) durchgeführt, beispielsweise seit dem Jahr 2000 in der Pfarrei St. Martinus

Niederpleis im Rhein-Sieg-Kreis, seit 2004 in St. Katharina in Alt-Hürth.

Das Christkindtragen, wie es seit 2006 im katholischen Pfarrverband Bad Honnef praktiziert wird, ist eine Brauchvariante des Marientragens und der Herbergssuche. Dabei wird eine Christkindfigur in der Gemeinde von Haus zu Haus getragen, um über Nacht aufgenommen zu werden. Bei der Figur handelt es sich um ein so genanntes Fatschenkind. „Fatschen“ bezeichnet eine historische Wickeltechnik, bei der ein Säugling in lange Leinenbänder in relativ gestreckter Körperhaltung eingewickelt wurde. Für die arbeitenden Mütter war das praktisch, das Kind konnte so leicht getragen sowie abgelegt oder – gestellt werden, so dass sie ihren Arbeiten auf dem Feld nachgehen konnte.

Da in der Weihnachtsgeschichte die Textpassage „und sie wickelte das Kind in Windeln“ vorkommt, wurde auch in den unterschiedlichsten Darstellungen des neugeborenen Jesus der Säugling „gefatscht“, denn diese Technik war bekannt und weit verbreitet. In Klöstern bekamen die weiblichen Ordensangehörigen oft eine Puppe, die das Jesuskind darstellte. Diese war, ausgestellt in Glaskästen und kostbar geschmückt, Objekt der privaten Andacht und Frömmigkeit. Diese Puppen wurden aber auch gewickelt, gewiegt, liebkost – daher haben sie ihren Beinamen „Trösterlein“. Meist waren die Fatschenkinder aus Wachs geformt (Ceroplastik), oft lebensgroß. Kleinformatige Fatschenkinder dienten als Votivgaben an Wallfahrtsorten, vor allem bei unerfülltem Kinderwunsch oder bei Erkrankungen von Kindern.

Eine Klosterarbeit ist auch das Fatschenkind, das in Bad Honnef zentrales Objekt des Christkindtragens darstellt. Es stammt aus dem Besitz des Klosters „Vom guten Hirten“ in Bad Honnef und wird von dort jedes Jahr in der Adventszeit an die Gemeinde ausgeliehen.

Zum Christkindtragen nach Bad Honnef

Am 12. Dezember 2013 waren wir von der Gemeinde Bad Honnef eingeladen, den dort praktizierten Brauch des Christkindtragens zu beobachten.

Geplant und durchgeführt wird die Organisation des Brauchs von Ehrenamtlichen der Pfarrei St. Johann Baptist. Wer am Christkindtragen teilnehmen möchte, kann sich im November in eine Liste eintragen. Hier mitzumachen, gehört auch zur Vorbereitung auf die Erstkommunion; die Familien der Kommunionkinder sind besonders angesprochen, sich zu beteiligen. Aber auch Kindergärten, Seniorenheime, kirchliche Gruppen sowie Familien sind dabei.

Ab dem 1. Adventssonntag wird das Fatschenkind in einem Korb von einer Herberge zur nächsten getragen, wo es über Nacht ein Obdach findet. Als Anleitung und Inspiration für eine häusliche Andacht wird eine Mappe auf den Weg mitgegeben, in der sich auch Lieder und Geschichten finden, um das Christkind im Familienkreis, unter Nachbarn oder Freunden willkommen zu heißen. Außerdem liegt dem Korb mit dem Kind ein Tagebuch bei, in dem die Gastgeber Gedanken festhalten oder auch malen und kleben.



Unterwegs mit dem Christkind und „Angekommen“.

Zur Eröffnung der Brauchhandlung wird eine Kindermesse gefeiert, zu der die „Schwestern vom guten Hirten“ das Fatschenkind geleiten. Schließlich findet es am Heiligen Abend während der Kinderkrippenfeier in der Kirche St. Johann Baptist im Krippenspiel seinen Platz. Nach der ersten Kindermesse im Januar des neuen Jahres tragen Kinder und Eltern die Figur wieder zurück zu den Schwestern. In der Hauskapelle der Schwestern enden die Feierlichkeiten mit einer Andacht.



Berührungen.

Zurück zu unserem Besuch in Bad Honnef: Treffpunkt war das Haus der Familie S., bei der das Christkind die vergangene Nacht verbracht hatte. Die zwei Kinder der Familie hatten die Figur des Fatschenkindes in einem Korb auf dem Wohnzimmerisch nächtigen lassen, geschmückt mit Decke, Kerzen und Weihnachtsdeko. Nun sollte es zur nächsten Station, in das evangelische Altenheim Franz-Dahl-Stift, weitergehen. Frau S. begleitete ihre Kinder, die mit großer Umsicht den Korb mit der Christkindfigur – sorgfältig zugedeckt – trugen. Mitgetragen wurde auch eine Kerze in einer kleinen Laterne. Im Franz-Dahl-Stift brachte Familie S. das Christkind in den Aufenthaltsraum, in dem schon eine Reihe von Bewohnerinnen des Hauses auf dessen Ankunft und den Beginn der Adventsfeier warteten. Der Korb wurde in der Mitte auf einem Tisch platziert, dann ein Begrüßungstext verlesen,

in dem sich das Fatschenkind vorstellt und für seine Aufnahme dankt. Während der Adventsfeier wurde in den vorgelesenen Geschichten und Gesprächen ein Nachdenken auch über den Sinn des Weihnachtsfestes und Schenkens angestoßen. Woran bemisst sich der Wert eines Geschenkes, wozu beschenkt man einander überhaupt? Lebhaft erzählten die Teilnehmerinnen von Bräuchen und Begebenheiten der Weihnachtszeit in ihrer Kindheit und Jugend. Bei vielen war die Erinnerung an die Strohhalmkrippen lebendig: In der Adventszeit durften Kinder als Belohnung für Gebete und normgerechtes Verhalten einen Strohalm in die Krippe legen. Ziel war, eine möglichst weiche und gut gefüllte Krippe für das Weihnachtsfest vorzubereiten.

Bei Weihnachtstee, heißem Punsch und natürlich Weihnachtsgebäck wurde gesungen und in der Runde gespielt. Als

die Gesellschaft auseinander ging, ließ sich das Fatschenkind noch einmal in Ruhe betrachten und berühren.

Bei der Pflege des Brauchs geht es dem Pastoralteam vor allem um die spirituelle Vermittlung der Herbergssuche, die auf diese Weise anschaulich und erfahrbar werden soll. Zentral ist ebenfalls die Verbindung der unterschiedlichen Institutionen und Gruppen des in den vergangenen zehn Jahren zunehmend erweiterten Pfarrverbands. Durch den Brauch werden untereinander Beziehungen geknüpft. Zudem bietet der Brauch Anregungen zur häuslichen Andacht und der Entwicklung privater Formen religiöser Praxis. Nicht zu unterschätzen ist die emotionale Wirkung dieses Rituals: Im Handeln mit dem hochgradig symbolisch aufgeladenen Objekt des Fatschenkindes finden Emotionen wie Zuneigung, Zuwendung und Liebe körperlich-sinnlichen Ausdruck in Gesten. Diese Ebene wird von den Akteuren nicht reflektiert oder verbal ausgedrückt, sondern als sensitive Qualität erinnert. So erzählt Frau S. im Gespräch über ihre Erfahrungen mit dem Christkind auf dem heimischen Wohnzimmertisch: „Ach, das ist einfach nur schön.“ Die emotionale Kraft dieser Erinnerung ist so wirkmächtig, dass ihr dabei Tränen in die Augen steigen.

Ein Fazit?

Wie auch in anderen Kontexten lässt sich bei der Gestaltung von Advent und Weihnachtszeit ein Aufgreifen traditioneller ritueller Formen beobachten. Mit dem Marien- und Christkindtragen werden ältere, im Spätmittelalter entstandene Brauchfor-

men des szenischen Nachvollzugs und der narrativen Tradierung der Weihnachtsgeschichte in aktuelle Alltagskontexte transformiert. In diesem Prozess werden sie abgewandelt und angereichert mit neuen und auf aktuelle Problemlagen bezogene Symbolik, sie wirken und verweisen dabei auf unterschiedliche Bedeutungsebenen: Innerhalb von Familien und Erziehungsinstitutionen wie kirchlich getragenen Kindergärten als didaktische Formen religiöser Erziehung und Wissensvermittlung, in durch Gemeindefusionen strukturell verändertem und neu auszuhandelndem Gemeindealltag als gemeinschaftsstiftendes Ritual, in ökumenischen Kontexten als Brauchhandlung, die auf gemeinsame Kernbotschaft und -werte der christlichen Kirchen fokussiert. Dieser Brauch lässt sich in intergenerationellen Zusammenhängen einsetzen, wie der Besuch der Familie S. mit ihren Kindern im Seniorenheim zeigt. Er hätte auch Potential im interkulturellen Austausch, da die Symbolik von Schwangerschaft und Geburt in prekärer Situation und mit spiritueller Perspektive, die in der Weihnachtsgeschichte narrativ aufgefaltet und im Brauchvollzug szenisch dargestellt wird, als anthropologische Grunderfahrung nachvollziehbar ist. Die besondere emotionale und sinnliche Qualität dieser Symbolik steigert die Wirkmächtigkeit des Brauches und macht ihn zu einem relevanten biographischen Erinnerungsritual.

Für volkskundlich-kulturanthropologisches Forschen im LVR-Institut für Landeskunde ist diese erste teilnehmende Beobachtung beim Christkindtragen in

Bad Honnef ein Anfang, die aktuellen Formen von Brauch- und Ritualpraxis zu dokumentieren und ihre Transformationen als Ausdruck alltagskultureller Praxis im Kontext aktueller Lebensrealitäten zu verstehen.

Zum Abschluss ein Aufruf:

Wird auch in Ihrer Kirchengemeinde, in Ihrem Kindergarten oder Ihrer Familie ein besonderer Weihnachts- oder Adventsbrauch gepflegt, oder haben Sie selber einen entwickelt? Schreiben Sie uns:

Info@landeskunde.de

Oder:

LVR-Institut für Landeskunde und

Regionalgeschichte

Abteilung Volkskunde/Kultur-
anthropologie

Endenicher Str. 133

53115 Bonn

„... und schwur bei der Pfeife des Sankt Nikolaus“

Dietrich Knickerbocker und die Weckmannpfeife –
Neue Nachrichten vom Attribut des Nikolaus-Gebildgebäcks

von Alois Döring

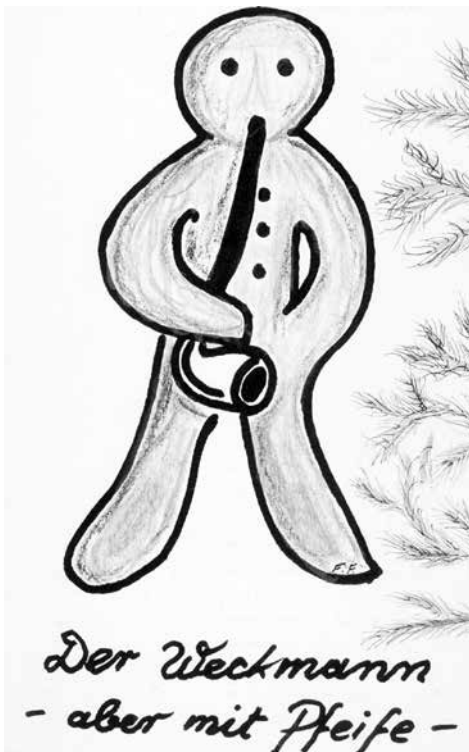
Fast möchte ich nun mit Washington Irving sprechen: „... und schwur bei der Pfeife des Sankt Nikolaus, die wie das heilige Feuer nie erlosch“, daß der Weckmann, Stutenkerl, Dizzeweck, Dampedei, Weggemann und das Mannele, der Weckes, der Backsmann, dat Helliemannskälche und der schweizerische Grittibänz und

die Grittimänner, natürlich alle mit Pfeife, Piep' oder Pief zusammengehören.“¹

Der Weckmann und seine Pfeife

Für die Frühe Neuzeit sind Gebädbrote in menschlicher Gestalt belegt, verschiedene Gebäcke sind mit Beigaben aus Pfeifenton (Statuetten, Flöten) ausgestattet.²

Die Tonpfeifen zum Weckmann haben im 16. Jahrhundert Tonflöten als Vorläufer. Historischen Belegen zufolge war es in der Frühen Neuzeit vielerorts üblich, den Gebädbroten zu St. Nikolaus kleine Objekte aus weiß brennendem Ton beizugeben. Hermann Weinsberg erwähnt für das 16. Jahrhundert, dass die Kinder am 6. Dezember u.a. „gobelcher“ in ihren Schuhen fanden. Diese Beigaben waren ca. 5 cm lange Tonröhrchen, die an einem Ende zugespitzt und verschlossen sind und am anderen Ende eine kleine Öffnung besitzen. Auf dem Röhrchen ist oben eine Schnittkante angebracht, an der sich die hinein geblasene Luft schneidet und dabei einen akustischen Ton erzeugt. Flöten dieser Art tauchen in den Herstellerkatalogen von Tonpfeifen im Westerwald unter der Bezeichnung „Bäckerflöten“ oder „Kölner Flöten“ auf und wurden von einigen Pro-



duzenten noch bis in die 1960/70er Jahre angefertigt. Bei den Tonpfeifen als Zugabe zu Gebäckbroten anlässlich des Nikolausfestes scheint es sich laut Kügler um eine Neuerung des 19. Jahrhunderts zu handeln: „Ein Beleg für den Weckmann mit Tonpfeife fehlt dagegen bis in das späte 19. Jahrhundert hinein. Erst aus dieser Zeit liefern Angaben seitens der Hersteller von Tonpfeifen Hinweise auf eine Verbindung von Gebäck und Rauchinstrument [...] Wenngleich unklar bleibt, wie die Kombination von Weckmann und Tonpfeife entstand, so ist seit 1900 ein Weckmann ohne Tonpfeife undenkbar. [...] Die Kombination von Gebäck und Spielzeug dürfte entscheidend für den Erfolg des Weckmannes bei Kindern gewesen sein. Die Pfeifen dienten dabei nicht nur zur Imitation des Rauchens, eines Elementes der Erwachsenenwelt bzw. ein verbotenes Element solange das Erwachsenenalter noch nicht erreicht war.“³

Indes scheint die Herkunft der Nikolauspfeife neuer Überlegungen wert.



Weckmann mit Pfeife und Rosinen.

Deutungen: Pfeife oder Bischofsstab?

Ernst Axel Knauf, Bibelwissenschaftler und Experte für die Geschichte von Nahrungsmitteln, liefert eine Erklärung, bezogen auf die schweizerische Weckmann-Variante, den „Grittibänz“, „gold-gelb gebacken, mit Rosinenaugen und einer weissen Pfeife“ wird dieser Schweizer Weckmann insbesondere am Nikolaustag gerne verspeist. Im Laufe der Zeit veränderte sich das Erscheinungsbild des Teigmannchens an manchen Orten, der Bischofsstab wurde ihm abgenommen und durch eine Pfeife ersetzt, so der Theologe Ernst Knauf.

Zur Geschichte des Schweizer „Grittibänz“ schreibt der Experte weiter: „Der Grittibänz ist ein sogenanntes Bildgebäck, das bereits im Mittelalter vor allem für Kinder zubereitet wurde, die Figur bildete den heiligen Nikolaus ab.“ Zum Abbild des Nikolaus gehörte ein Bischofsstab, doch hat der Bänz heute stattdessen meist eine Pfeife im Mund: „In der Reformationszeit wurden viele katholische Symbole ver-



Grittibänz

weltlicht – so auch der Bischofsstab des Grittibänz. Dessen Platz nahm sodann die Pfeife ein, die einem umgedrehten Bischofsstab sehr ähnlich sieht.“⁴

Auch Manfred Becker-Huberti deutet die Tonpfeife als Bischofsstab: „Dargestellt ist ein Bischof! Die heute meist vorfindliche Tonpfeife ist ein Irrtum: Dreht man sie mit dem Kopf nach oben, so erkennt man, dass statt der Tonpfeife ursprünglich ein Bischofsstab angebracht war.“⁵

Niederländisch-amerikanische Tradition: Sankt Nikolaus, Pfeife rauchend

Der amerikanische Schriftsteller Washington Irving (*1783; +1859) veröffentlichte 1809 unter dem Pseudonym Dietrich Knickerbocker eine „Geschichts-Satire“, deren Titel in deutscher Übersetzung lautet:⁶ „Humoristische Geschichte der Stadt New-York, vom Anbeginn der Welt bis zur Endschaft der holländischen Dynastie, worin unter vielen erstaunlichen und merkwürdigen Dingen, abgehandelt sind die unaussprechlichen Erwägungen Walters des Zweiflers, die vom Unstern verfolgten Projecte Wilhelms des Eigensinnigen, und die ritterlichen Thaten Peters des Starrköpfigen, der drei holländischen Gouverneure von New-Amsterdam: als die einzige authentische Historie dieser Zeiten, die jemals ans Licht gestellt worden oder werden wird.“⁷ In ihr zeichnet Irving ein wenig schmeichelhaftes Bild der Siedler der Kolonie Nieuw Nederland, aus der New York hervorging.

Immer wieder taucht das Motiv des Nikolaus mit Pfeife auf. Über das Schiff, mit dem die niederländischen Auswande-



Buchtitel Washington Irving.

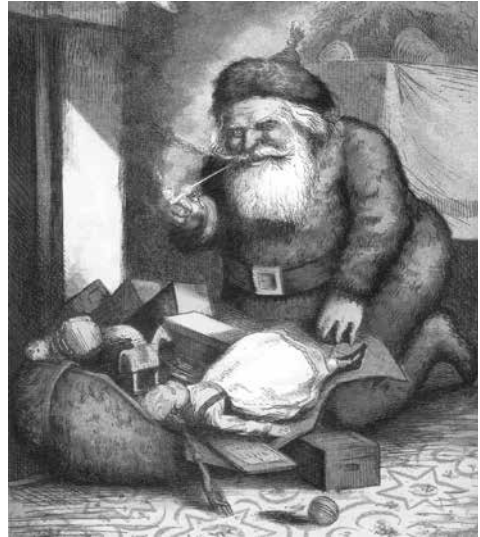
rer nach Nordamerika sich auf den Wasserweg machten, schreibt Washington Irving: „Statt einer heidnischen Gottheit versah der fromme Baumeister das Schiff mit dem Bilde des heiligen Nikolaus, mit niedrigem, breit gerändertem Hut, ein Paar ungeheuren flämischen Pumphen und einer Pfeife, die bis zur Spitze des Bugspriets reichte. So vortrefflich ausgestattet, schwamm das Schiff wie eine majestätische Gans seitwärts aus dem Hafen der großen Stadt Amsterdam, und alle Glocken, die nicht anderweitig benötigt wurden, ließen bei diesem freudigen Anlaß ein dreifaches, achtstimmiges Wechselge-

läute erklingen. Die Reise der ‚Guten Frau‘ verlief unter dem Beistand des vielverehrten Schutzpatrons ungewöhnlich schnell und glücklich, und nach wenigen Monaten lag sie in der Mündung des Hudson vor Anker, etwas östlich von Gibbet Island.“⁸

Der Heilige soll den Neuankömmlingen beim Aufbau ihrer Siedlung immer wieder Hilfe geleistet haben: „Sie erbauten und weihten dem guten und gnädigen St. Nikolaus für die geleistete Hilfe eine schöne Kapelle im Fort, worauf er die Stadt New Amsterdam unter seinen ganz besonderen Schutz nahm und seither ihr Schutzpatron gewesen ist. Wie ein altes holländisches Legendenbuch berichtet, nahm man den Nikolaus vom Bug der ‚Goede Vrouw‘ und setzte ihn vor die Kapelle mitten auf den heutigen Bowling-Green.“⁹

Washington Irving erzählt, wie diese Pfeife eine Menge Wunder bewirkte; das Pfeifenrauchen wurde in dieser Gesellschaft von Genießern als ein wirksames Mittel gegen Verdauungsbeschwerden sehr geschätzt. Hue und König kommentieren (Augen zwinkernd): „Santa Claus kommt es auch zugute. Er verdaut gut. Die Ruhe seiner Eingeweide sichert ihm ein langes Leben.“¹⁰

Das Pfeifen-Motiv greift auch das amerikanische Gedicht „A Visit from St. Nicholas“¹¹ auf, hier zitiert in der deutschen Übersetzung von Erich Kästner: „Der Bart war schneeweiß, und der drollige Mund sah aus wie gemalt, so klein und halbrund. /Im Munde, da qualmte ein Pfeifenkopf,/ und der Rauch, der umwand wie ein Kranz seinen Schopf.“¹²



Bilderbuch-Nikolaus.

Die lange Tonpfeife des amerikanischen Santa Claus im 19. Jahrhundert geht auf niederländische Tonpfeifen zurück: Sie ist „eine sehr altertümliche Tonpfeife, wie sie die Holländer im 17. Jahrhundert gern rauchten.“¹³

Dietrich Knickerbocker lehrt uns: Tabakpfeife und Sankt Nikolaus gehören nach niederländischer, nach Übersee ausgewanderter Tradition untrennbar zusammen. Ebenso gehören die Tonpfeife und das teiggeformte Abbild des Nikolaus untrennbar zusammen. Die Weckmannpfeife geht auf die Überlieferung zurück: Sankt Nikolaus, Pfeife rauchend!

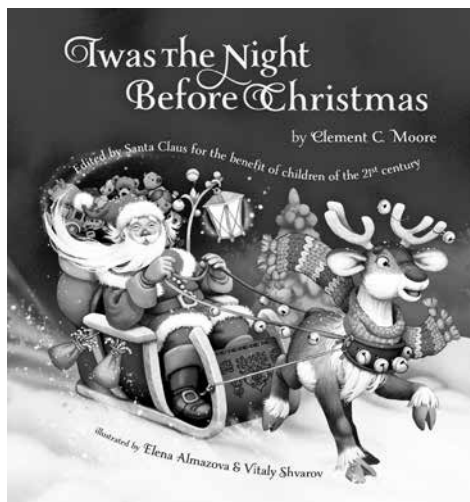
Nikolaus/Weckmann – künftig ohne Pfeife oder viel Qualm um nichts

Rauchen verboten – das gilt künftig für den Weihnachtsmann. Zumindest wenn es nach der kanadischen Verlegerin Pamela



Kinderbuchillustration: Nikolaus mit Tonpfeife.

McColl geht, die im Jahre 2012 eine neue Version des Gedichts „A Visit from St. Nicholas“ („Als der Nikolaus kam“) herausgegeben hat. Auf dem Buchtitel heißt es nun: „Edited by Santa Claus for the benefit of children of the 21st century“ („... zum Nutzen der Kinder des 21. Jahrhunderts“). Die Bilder zeigen keine Pfeife mehr. Und der Text wurde an einer Stelle entscheidend geändert. Wo es hieß: „Im Munde, da qualmte ein Pfeifenkopf“ geht es nun einfach mit der nächsten Strophe weiter – die Zeilen mit gesundheitsgefährdendem Inhalt fehlen. Kann man einen Klassiker in dieser Weise an die Moderne anpassen? „Ja, findet die Verlegerin Pamela McColl. Eltern hätten ihr berichtet, die Kinder sorgten sich um die Gesundheit des alten



Sorge um Gesundheit: Nikolaus ohne Pfeife in einer Kinderbuchillustration.

Mannes, die vom Rauch gefährdet sei“, wird Pamela McColl in der kanadischen Zeitung „National Post“ zitiert.¹⁴

Und was wird aus der Weckmann-Pfeife? Der Pfeife sollte 2010 das letzte Stündlein schlagen: Weil sie Kinder zum Rauchen animieren könne, forderten Eltern und Kindergärten im Saarland von den Bäckereien Weckmänner ohne Pfeife. In vielen Backstuben verzichtete man auf das Qualm-Utensil. „Die Bäcker wollen sich dem Kundenwunsch beugen, sagt der Landesinnungsmeister, zumal der Verzicht auf die Pfeife die Produktion billiger mache. Doch wer außer Sigmund Freud auf die Idee kommen könne, dass eine kleine Tonpfeife sein Kind später zum Rauchen animiere, das sei ihm ein Rätsel, so der Innungsmeister.“ Der damalige saarländische Kulturminister Karl Rauber über den möglichen Verlust dieses Kultur-



Widerständige Weckmänner – mit Pfeife.

gutes: „Weckmänner ohne Pfeifen wirken deshalb auf uns Ältere amputiert, es ist wieder ein Stück Abschied von der Kindheit.“¹⁵

Die Kampagne: viel Qualm um nichts. 2012 war jedenfalls in der Saarbrücker Zeitung zu lesen: „Sie erinnern sich vielleicht noch, dass vor zwei Jahren der Weckmann saarlandweit für Wirbel sorgte. Weil sich viele Bäckereien dazu entschlossen hatten, ihm die Pfeife zu entreißen. Das Zubehör könnte die Kinder zum Rauchen verleiten, hieß es [...] Gefreut habe ich mich, als

ich kürzlich in der Auslage einer Bäckerei in Saarbrücken wieder Weckmänner mit Pfeife entdeckte. Die haben doch tatsächlich die Negativ-Kampagne überlebt – trotz arg besorgter Erziehungsberechtigter [...] Es ist aber nun mal so: Nichts schmeckt besser, als das Verbotene.“¹⁶

Prognose: Auch in diesem Jahr 2015 werden landauf landab die Weckmänner eine Pfeife rauchen – und im Munde von (Moore's/Livingstone's) St. Nicholas wird ein Pfeifenkopf qualmen!

Anmerkungen

- 1 Fritz Fülling: Der Weckmann – aber mit Pfeife. Unveröffentlichtes Manuskript (RhVA: T 3150 „Nikolausbrauch“). Fülling zitiert Washington Irving: Dietrich Knickerbockers Humoristische Geschichte der Stadt New-York. Neuausgabe Berlin 1985 (4. Auflage), S. 180. – Näheres zu Irving siehe unten.
- 2 Hermann Weinsberg erwähnt für das 16. Jahrhundert, dass die Kinder gobelcher in ihren Schuhen fanden, ca. 5 cm lange Tonröhrchen, „die an einem Ende zugespitzt und verschlossen sind und am anderen Ende eine kleine Öffnung besitzen. Auf dem Röhrchen ist oben eine Schnittkante angebracht, an der sich die hinein geblasene Luft schneidet und dabei einen akustischen Ton erzeugt. Flöten dieser Art tauchen in den Herstellerkatalogen von Tonpfeifen im Westerwald unter der Bezeichnung Bäckerflöten oder Kölner Flöten auf“. Martin Kügler: Nicht (mehr) nur zum Nikolaustag: Der Weckmann und seine Pfeife. In: Alois Döring (Hg.): Faszination Nikolaus. Kult, Brauch und Kommerz. Essen 2001, S. 163-174, hier S. 165.
- 3 Kügler, S. 166f.
- 4 Matthias Meier: Woher der Grittibänz seine Pfeife hat. (http://www.uniaktuell.unibe.ch/content/geistgesellschaft/2011/grittibaenz/index_ger.html, letzter Zugriff: 04.10.2014); Sabine Schaller: Der kleine Teigmann und der Samichlaus. In: doppelpunkt. Das evangelische Wochenmagazin Heft 49/2013, S. 28-29, hier S. 29.
- 5 Manfred Becker-Huberti: Der Heilige Nikolaus. Leben, Legenden und Bräuche. Köln 2005, S. 141.
- 6 Titel des englischen Originals: „A history of New York, from the beginning of the world to the end of the Dutch dynasty. Containing, among many surprising and curious matters, the unutterable ponderings of Walter the Doubter, the disastrous projects of William the Testy, and the chivalric achievements of Peter the Headstrong, the three Dutch governors of New Amsterdam: being the only authentic history of the times that ever hath been published“.
- 7 Frankfurt 1829; Neuausgabe Berlin 1985 (4. Auflage).
- 8 Irving, S. 34.
- 9 Irving, S. 59.
- 10 Jean-Louis Hue/Anne-Marie Koenig: Neues-te Nachrichten vom Weihnachtsmann. Berlin 1988, S. 103-104.
- 11 Erstmals erschienen 1823. Unter dem Titel „The Night before Christmas“ ist es das bekannteste englischsprachige Weihnachtsgedicht. Die Autorenschaft ist nicht endgültig geklärt. Zunächst galt Clement Clarke Moore (1779-1863) als Verfasser, nach neueren Forschungen ist es Henry Livingstone jr. (1748-1828) zuzuschreiben.
- 12 Als der Nikolaus kam/The Night before Christmas. Englisch von Henry Livingstone jr. (oder Clement C. Moore). Deutsch von Erich Kästner. Illustriert von Thomas Nast. Neckarsteinach 2006, o. S.
- 13 Hue/Koenig, S. 103. Siehe auch Martina Eberspächer: Der Weihnachtsmann. Zur Entstehung einer Bildtradition in Aufklärung und Romantik. Norderstedt 2002, bes. S. 83. Immerhin war Amsterdam (!) der wichtigste Produktionsort der niederländischen Pfeifenbäckerei bis Mitte des 17. Jahrhunderts, dann abgelöst von Gouda. Martin Kügler: Pfeifenbäckerei im Westerwald. Die Geschichte der Pfeifenbäckerei des unteren Westerwaldes von den Anfängen um 1700 bis heute. Köln 1995, S. 37.
- 14 Änderung an Traditions-Gedicht: Der Weihnachtsmann als Nichtraucher. Spiegel online am 20.09.2012 (<http://www.spiegel.de/panorama/weihnachtsmann-raucht-in-neuer-version-eines-kindergedichts-nicht-mehr-a-856934.html>; letzter Zugriff: 18.11.2014). Siehe beispielsweise Kommentierungen im Guardian vom 24.10.2012, u. a. von Deborah Caldwell-Stone, deputy director of the ALA's office for intellectual freedom, die sagte "that such censorship misrepresents the artist's original work and relies wholly on the idea that children are incapable of critical thinking or that a parent's guidance and training are meaningless." [Santa's pipe put out in new edition of children's classic. Fresh

version of 'Twas the Night Before Christmas sparks censorship row; <http://www.theguardian.com/books/2012/oct/24/santa-pipe-new-night-before-christmas>; letzter Zugriff: 18.11.2014).

- 15 Darum verliert der Weckmann seine Pfeife. In: Saarbrücker Zeitung, 10.12.2010 (http://www.sol.de/titelseite/topnews/Rauchverbot-Darum-verliert-der-Weckmann-seine-Pfeife;art26205,3412753,1#__; letzter Zugriff: 28.11.2014). Die Rauchernews empörten sich: „Nun ist die Tonpfeife militanten Antirauchern ein Dorn im Auge [...] Dabei stört es die Tabakhasser nicht, dass Generationen von Kindern die Pfeifen gesammelt haben und stolz darauf waren, möglichst viele verschiedene Pfeifen vorzeigen zu können. Ganz abgesehen davon, dass man die Pfeifen auch wunderbar

zum Seifenblasen nutzen konnte. Militante Antiraucher wollen alles, was irgendwie mit Tabak zusammenhängt, eliminieren. [...] Kunden hätten behauptet, dass die Tonpfeife Kinder zum Rauchen animieren würde. Allerdings, so Schäfer, hatte kürzlich erst ein Kindergarten die Stutenkerle extra mit Pfeife bestellt, eben weil die Kinder mit den Pfeifen so wunderbar Seifenblasen machen können.“ (Stutenkerl ohne Pfeife – Antiraucher zerstören Kultur; <http://www.rauchernews.de/news/2010/12/06/stutenkerl-ohne-pfeife-antiraucher-zerstoeren-kultur/>; letzter Zugriff: 28.11.2014).

- 16 So kann's gehen. Das Verbotene ist das Beste (<http://www.saarbruecker-zeitung.de/saarland/voelkklingen/So-kanns-gehen;art2812,4565542>; letzter Zugriff: 19.11.2014).

Namenkundliche Spurensuche: Von der Bedeutsamkeit zur Grundbedeutung von Eigennamen

von Walter Hoffmann

Der Aufsatz von Walter Hoffmann ist erstmals in der Zeitschrift „Volkskultur an Rhein und Maas“ (2/1989) erschienen. Als Anregung und Anleitung für die rheinische Ortsnamenforschung ist er auch nach 25 Jahren immer noch aktuell. Der Autor war von 1971 bis 2007 wissenschaftlicher Angestellter im Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Bonn und der letzte Vertreter der dortigen traditionsreichen Namenkunde. Die Orthographie wurde der neuen Rechtschreibung angepasst. (Die Redaktion)

Seit der römischen Antike ist die Behauptung „Nomen est omen“ ein geflügeltes Wort, aber aus Goethes Faust weiß man auch: „Name ist Schall und Rauch“. Dieses offenbare Dilemma – Namen haben überhaupt keine „Bedeutung“, sind bloßes Etikett, oder aber: in Namen steckt hohe ‚Bedeutung‘ – gewinnt noch an Brisanz, wenn man bedenkt, welch heftigen Streit, welch tiefgehende Auseinandersetzungen Namen selbst und speziell Namengebungsakte heraufbeschwören können. Er-

innert sei nur an den erst mit Erlass vom 4.1.1989 abgeschlossenen Kampf um die Benennung der Düsseldorfer Universität nach Heinrich Heine (1797 – 1856), der nach der Auffassung einiger als jüdischer Nestbeschmutzer aus dem Exil keinen geeigneten Namen für die Hohe Schule in seiner Geburtsstadt hergebe, der aus anderer Sicht als der bedeutendste Dichter der Stadt und gerade wegen seiner kritischen politischen Grundhaltung durch diese Namengebung endlich angemessen zu ehren sei. Hier wurde Namengebung ein heißumstrittenes Politikum. Meiner eigenen Wohngemeinde im Rhein-Sieg-Kreis, Swisttal, wurde bei der nordrhein-westfälischen Gemeindereform Ende der 60er Jahre auch ein bis heute umstrittener, weil an keinem alten Ortsnamen orientierter Kunstname verliehen.

Über einen erschreckenden und beklemmenden Fall der bewussten Ausnutzung des Bedeutungspotentials von Eigennamen für antisemitische Agitation aus der späten Weimarer Zeit (1927/28) berichtet Dietz Bering¹ in einer höchst aufschlussreichen Studie, nämlich über den Fall Isidor: Der damalige Berliner Polizeivizepräsident, der ‚preußische‘ Jude Bern-

Abkürzungen:

FIN Flurname(n)

SN Siedlungsname(n)

hard Weiß, wurde wegen seines Einschreitens gegen nationalsozialistische Saalschlachten (mit dem schließlichen Verbot der NSDAP in Berlin 1927) vom damaligen Berliner Parteichef Joseph Goebbels im NSDAP-Organ 'Der Angriff' heftig attackiert, indem er immer wieder in ehrenrühriger Absicht mit dem Vornamen *Isidor* belegt wurde. *Isidor* war damals im Bewusstsein der Berliner Bevölkerung nachweislich der typische, verächtliche Vorname für die assimilierten (Ost-)Juden geworden. Ursprünglich, wie Bering akribisch darlegt, war der Name von den anpassungswilligen Juden lediglich als 'Ersatz' für den hebräischen *Isaak* angenommen worden. Er lieferte damit für Goebbels ein propagandistisch genutztes Aggressionspotential zur 'Entlarvung' des Durchmarsches der (Ost-)Juden in alle politischen Schaltzentralen. Dieses Schema des in perfider Kalkulation in einem Vornamen symbolisierten politischen Kampfes hat Bering mit aller Intensität vorgeführt. Der Fall Isidor demonstriert wie in einem Brennglas die möglichen realen, pragmatischen Funktionen von Eigennamen-'Bedeutung' im politisch-sozialen Handeln, also weit über das hinaus, was in den einleitenden sprichwörtlichen Redensarten als lediglich theoretisch-linguistisches Problem erscheinen musste.

Mit und über Namen können also auf verschiedenen sozialen Ebenen solche Kämpfe angezettelt und ausgetragen werden, die mit der innerwissenschaftlichen, alten Diskussion um den besonderen Status der Eigennamen im System der Sprache nur noch wenig zu tun ha-

ben. Ihre „tragende Wichtigkeit“² tritt erst in solchen exemplarischen Krisenfällen der sozialen Geschichte von Eigennamen deutlich hervor.³ Sonst gelten Eigennamen als selbstverständlich, lediglich identifizierende Bezeichnung für das einzelne Individuum, für den bestimmten Ort, Platz, Berg, das Gewässer. Diese in konkreten historischen Situationen aktualisierbare gesellschaftliche Wirksamkeit von Eigennamen macht ihr dynamisches Element aus. Man kann sie begrifflich als Bedeutsamkeit⁴ fassen. Dieses wichtige Merkmal der Bedeutsamkeit von Namen kommt also in kommunikativen Gebrauchssituationen zum Tragen. Eigennamen können dann, wie gesehen, eine bewusst oder verdeckt einsetzbare Wertigkeit und soziale Brisanz gewinnen, die darauf beruht, dass sie auf einen individuellen, kollektiven (so Isidor) oder geographischen Namenträger verweisen.

Solche quasi soziolinguistische, den Namensgebrauch berücksichtigende **Bedeutsamkeit** ist nun deutlich zu trennen von der ursprünglichen lexikalischen **Bedeutung**. Es gilt als zentrales Merkmal von Namen, dass sie auf ursprüngliche Sachwörter, Appellative, zurückzuführen sind. Dieser appellativische Hintergrund von Namen macht sie erst deutbar. Offensichtlich wird diese ursprüngliche lexikalische Bedeutung von Eigennamen an Flurnamen wie *Acker*, *Feld*, an Personennamen wie *Müller* oder *Schmid*. Aber Herr *Groß* kann eben durchaus klein sein, *Friedrich* ein Choleriker und kein Friedensreicher, und *am Wingert* heißt eine Straße ohne einen Weingarten weit und breit. D.h.,

diese Namen sind, aus heutiger Sicht, im Gegensatz zum Sachwort bedeutungslos geworden und isoliert, sie bezeichnen, identifizieren lediglich den **Namensträger**.

Wenn nun Goethe nach dem Kontext des Faust-Zitates⁵ sich eher auf die allgemeine Beliebtheit oder Konventionalität von Sachwörtern bezieht und nicht speziell auf Eigennamen, und wenn Plautus mit seinem 'Nomen atque omen' nur ein komödiantisches Namensspiel betreibt, ähnlich den eben angeführten⁶, so demonstrieren doch beide wichtige, aber sich keineswegs ausschließende zentrale Merkmale von Namen als besonderen sprachlichen Zeichen, nämlich ihre aktualisierbare, kommunikative Bedeutsamkeit (als 'omen') gegenüber ihrer ursprünglichen, aber funktionslos gewordenen lexikalischen (appellativischen) Grundbedeutung, die zu Schall und Rauch verblasst ist.⁷ Für beide Merkmale aber gilt, dass man historisch arbeiten muss, wenn man ihnen auf den Grund kommen möchte, für den Fall Isidor wie für den Wingert.

Namenkunde muss also im Wesentlichen eine historische Orientierung haben. Will man der Bedeutsamkeit wie der Bedeutung von Eigennamen auf den Grund gehen, muss man Namengeschichte mit allen dazugehörigen, oft mühselig methodischen Forschungsschritten betreiben. Wenn man nicht eruiert, aus welcher namengeschichtlichen Entwicklung heraus Isidor in Berlin 1927/28 eine Kennmarke für 'den' Ostjuden geworden ist, kann man die Bedeutsamkeit der Vorgänge um den Fall Weiß/Goebbels nicht erfassen. Hier wird die Namenkunde geradezu zur erklä-

rungsstarken Leitwissenschaft gegenüber den anderen historischen Disziplinen. Wenn der rheinische Heimatforscher die ursprüngliche Bedeutung des Namens einer Siedlung oder einer Flur erklären will, muss er ebenfalls der Geschichte dieses Namens nachgehen, die Spuren des Namens in der Ortsgeschichte verfolgen. „Denn ohne sprachgeschichtliche Grundlegung lassen sich Namen nicht deuten.“⁸ Aufgrund von einigen Erfahrungen in der Beratung bei solchen Namenerklärungsversuchen in der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn scheint es angebracht, in knapper Form die Methoden und Schwierigkeiten solcher Spurensuche und -sicherung hier an einigen konkreten rheinischen Beispielen aus dem toponymischen Bereich (den Stelennamen)⁹ zu erläutern. Ein hilfreiches Schema für diese Schritte hin zur namengeschichtlichen Deutung bietet die folgende Übersicht nach Sonderegger (Seite 38).

Knapper als in dieser Übersicht kann man auch von der systematischen Abfolge dreier methodischer Einzelschritte sprechen:

- Namensammlung (= Inventarisieren und Identifizieren der heutigen wie besonders historischen Belegformen)
- Namendeutung (= sprachwissenschaftliche/-geschichtliche Analyse von Form und Bedeutung des Eigennamens bis zu seinem Grundwort)
- Auswertung dieser Namengeschichte im Zusammenspiel mit anderen, zu meist historischen Disziplinen.

Methodische Gesichtspunkte der Namenerklärung

- | | |
|--|--|
| I Synchronische Verwirklichungsebene des Namens | 1. Areale/personelle Geltung (örtlich, regional, überregional; individuell, kollektiv, sozial)
2. Einbettung in das Namenfeld (räumlich, familiär und gesellschaftlich)
3. Schriftliche Fixierung (freie, gebundene, traditionalistische oder mehrfache Schreibweise, amtliche Schreibung)
4. Mündliche (ältere und jüngere) Gebrauchsform mit phonetischer Transkription
5. Assoziative Wirkung: Namenbedeutbarkeit, Namensagen, volksetymologische Erklärung |
| II Namenhistorischer Dokumentationsbereich | 6. Möglichst lückenlose Belegsammlung vom Erstbeleg an bis zur amtlichen Schreibung in der Neuzeit (z. T. mit verschiedenen Sprachanteilen: lateinisch-latinisiert, volkssprachlich, in Sprachgrenzgebieten doppelsprachlich)
7. Quellenkritik und örtlich/personelle Zuweisung der Belege |
| III Sprachwissenschaftlich-sprachgeschichtliche Analysierungsebene | 8. Sprachwissenschaftliche Einordnung des Namens nach Laut-, Formen-, Wortbildungssystem und syntaktischer Verwendung
9. Etymologisch-lexikalische Deutung im Rahmen der historischen Wortforschung und Dialektologie
10. Namenkundliche Motivik (Benennungsmotiv in Verbindung mit der Realprobe und mit geschichtlichen Zusammenhängen, Ablenkung vom Namenfeld her, Namenübertragung) |
| IV Interdisziplinärer Auswertungsbereich | 11. Breites Spektrum von Schlußfolgerungen nach angesprochener Sachkultur, siedlungsgeschichtlichen und allgemein historisch-landeskundlichen Bezügen |

nach Sonderegger, in: Sprachgeschichte (1985), S. 2048 (s. Anhang).

Bevor man in die Phase der Sammlung eintritt, sollte man sich natürlich erst einmal Klarheit verschaffen, ob unter namenkundlichem Aspekt der gegenwärtige Befund eines Eigennamens überhaupt die weitergehende Analyse lohnt. Meinen Familiennamen *Hoffmann* oder den Siedlungsnamen *Osterfeld* (Stadt Oberhausen) wird man nicht unbedingt namenkundlich weiterverfolgen müssen, sondern eher genealogisch (seit wann, möglicherweise sogar von welchem Hof haftet der Name an der Familie?) oder siedlungs- resp. ortsgeschichtlich (seit wann existiert dieses östlich gelegene Feld als Siedlungsplatz?). Sprachlich interessant können solche von der Namendeutung her zumeist unproblematischen Eigennamen werden, wenn man sie als Exempel für regionale Schreibsprachgeschichte zurückverfolgt, also die 'innere' Formentwicklung von identischen Namen. Diese bisher leider wenig beachtete Akzentuierung setzt aber eine besonders dichte Kette von historischen Belegen für denselben Namen voraus, weit über die zur Namendeutung hinaus erforderlichen. Für den Siedlungsnamen Kuchenheim bei Euskirchen etwa konnten ca. 70 Quellen, z.T. mit mehreren verschiedenen geschriebenen Belegen, berücksichtigt werden. Dies erlaubte dann, zu einer Reihe schreibsprachgeschichtlicher Probleme im ripuarischen Rheinland Stellung zu nehmen, innere Namensgeschichte der allgemeinen Sprachgeschichte vergleichend zuzuordnen.¹⁰

Die Namensammlung soll also insgesamt möglichst viele Belegformen inventarisieren bis hin zum ältesten erreichbaren

schriftlichen, gelegentlich inschriftlichen Zeugnis.¹¹ Den Ausgangspunkt bildet im Normalfall der gegenwärtig geltende offizielle Name. Dies ist bei SN kein Problem, es sei denn, ein Siedlungsplatz ist untergegangen, wüst geworden (Wüstungsnamen) oder durch Eingemeindung als offizieller Name verlorengegangen, z.B. *Grevenberg*, *Wersch* und *Bissen* in Würselen. In solchen Fällen können dann schon ältere Orts- oder Gemeindeverzeichnisse herangezogen werden, um den (ehemaligen) Ist-Zustand erfassen zu können. Solche Verzeichnisse sind auch sonst für die Ortsgeschichte, im dritten Schritt also, heranzuziehen. Noch größer können aber solche Schwierigkeiten bei Flurnamen werden. Denn die zu benutzenden amtlichen Karten können durchaus differieren, etwa die Blätter der Topographischen Karte (1 : 25 000) im Verhältnis zur Deutschen Grundkarte (1 : 5 000), beide von den Landesvermessungsämtern herausgegeben, und den Katasterkarten (1 : 5 000) der Gemeinden. Unterschiedlicher Maßstab, also Platzmangel bei größeren Maßstäben und verschiedene kartographische Aufgabenstellungen und Erhebungsmethoden bedingen, dass FLN fehlen oder verschieden geschrieben sind.

Damit ist schon ein zweiter, wichtiger Schritt angesprochen, nämlich die Erhebung der mündlichen Gebrauchsform solcher Stellennamen (Toponyme), d.h. der möglicherweise noch nach Altersstufen variierenden dialektalen und der standardsprachlichen Aussprache. Denn diese mündliche(n) Überlieferungsform(en) bietet/n nicht selten zusätzlich wertvolle

Anhaltspunkte für die in erster Linie aus der historischen Belegserie zu gewinnende Namendeutung. So geht in die Irre, wer bei Kuchenheim an einen Bezug zum Backwerk 'Kuchen' (spaßhaft Tortenhausen) oder zu 'kochen' denken möchte: mundartlich heißt der Ort *Kuchem*, mit kurzem u, aber jede Art von Kuchen heißt natürlich *Kooche*, mit langem o. Bei den zahlreichen Siedlungs- und Flurnamen mit dem Grundwort Weide kann die Mundart im Zusammenspiel mit den älteren Belegformen oft entscheiden helfen, ob man als zugrundeliegendes Appellativ Weide = Viehweide, Wiese oder Weide = Baumbezeichnung 'salix' ansetzen muss. Denn die ripuarischen Mundarten trennen beide Lexeme deutlich: *Wie* oder auch monophthongisch *Wee* für die Viehweide, also e-haltig, dagegen *Wii*, gelegentlich *Wie*, für den Baum. So ließ sich für *Weiden* (zu Würselen) klar zeigen, dass hier der Baum namengebend gewesen sein muss. Denn alle älteren Belege bis in die frühe Neuzeit für diesen Ort enthalten ein i, oft mit die Länge des Vokals bezeichnenden Schreibungen wie *ii*, *ij*, *ie* (man vergleiche heute noch *Troisdorf* oder *Baesweiler* mit langem o bzw. a).

Solche kritische Einbeziehung der mundartlichen Namensform(en) setzt allerdings voraus, dass man die in historischen Quellen auftretenden Namensschreibungen dem realen Ort (mit seinen gegenwärtigen sprechsprachlichen Formen) sicher zuordnen kann, d.h. die Namensbelege mit dem Ort (Siedlung oder Flurstück) korrekt identifiziert. Schwierigkeiten entstehen hier vor allem bei den

Flurnamen, deren Bestand im Lauf der Geschichte erheblich fluktuiert, viel stärker als bei den Siedlungsnamen. So ließ sich z.B. in Eilendorf (Stadt Aachen) bei den auf Gewässer und feuchten Grund bezogenen FLN sehr deutlich zeigen, dass im Fundus des 19. und 20. Jhs. die Grundwörter *Publ*, *Brühl*, *Benden*, *Maar*, *Weiher*, zumeist mit Bestimmungswörtern zusammengesetzt (*Haarerpubl*, *Maargass*), vertreten sind. Sie haben aber in Karten und Grenzbeschreibungen des 17. und 18. Jhs., aber auch in zwei Rentbüchern von ca. 1500 kaum einmal Entsprechungen. Hier sind es vielmehr *Born* und *Seifen*, die in vielen Komposita belegt sind.

Für die Erklärung solcher Namenswechsel, an denen die notwendigen Identifizierungen nicht selten scheitern können, müssen die Möglichkeiten der kleinräumig arbeitenden historischen (Siedlungs-) Geographie genutzt werden, um aus der vergleichenden Zusammenschau der Angaben etwa zweier Rentbücher von 1484 und 1520 wie in Eilendorf die Topographie von Fluren und Höfen festzustellen. Dazu gehört auch die für die Erhebung des heutigen Bestandes so wichtige Realprobe, d.h. die Überprüfung des Geländes, seiner Form und Beschaffenheit, die quasi in die Vergangenheit verlängert werden muss.

FIN wechseln also häufiger, werden ausgetauscht, v.a. weil sich Besitz- oder Bewirtschaftungsformen der Flur ändern. SN dagegen entstehen in der Regel zur Identifikation und Außenorientierung der zuerst einen geographischen 'Ort' besiedelnden Menschen. Diese Festlegung eines SN bleibt normalerweise als über-

örtliches Orientierungsmittel durchaus bestehen trotz sozialer oder rechtlicher, ja sogar siedlungsmäßiger Veränderungen. FIN erschließen die Landschaft allein für die dort lebenden Menschen und gelten nur ortsgebunden. Das heißt natürlich nicht, dass dieselben Namentypen nicht in weiter entfernten Gemarkungen ebenfalls verwendet werden: Die namengebenden Sachwörter (Appellative) für dieselben Flurmerkmale, z.B. einen feuchten Grund, sind ja weiter verbreitet, folglich auch die Namentypen. Die vielfach empfundene größere Nähe von FIN zum Sachwortschatz, ihre Durchsichtigkeit, rührt von diesen Gebrauchszusammenhängen her. Man kann vereinfachend die beiden Grundtypen von Stellennamen (Toponymen) folgendermaßen gegenüberstellen:

Siedlungsnamen	Flurnamen
(SN)	(FIN)
älter überliefert	jünger überliefert
kontinuierlich	diskontinuierlich
überliefert	überliefert
häufiger überliefert	seltener überliefert
eher amtlich,	nicht amtlich,
schriftlich	mündlich
zumeist Namenkonstanz	oft Namenwechsel, -verlust
(‘interner’ Wandel)	(‘externe’ Änderung)

Ältere FIN sind deshalb zu Recht als „versteinerte Geschichtsdokumente“ bezeichnet worden, die „ein Arsenal historischer Erinnerungen“ darstellen.¹² SN erschließen ihre zugrundeliegende Be-

deutung oft erst dem (Sprach)historiker, wenn seine Quellen weit genug in die Geschichte der Siedlung zurückreichen. Dass ein ursprüngliches *Wormsalt* (a. 870) hinter dem SN *Würselen* steckt, liegt eben nicht auf der Hand, dass eine Flur *Kerenbent* in Eilendorf (a. 1520) an der Kehre eines Weges liegt, schon eher. Der Name im Urkataster 1825/26 *auf der Kehr* und die heutige mundartliche Form *open Kier* liefern mit jeder Realprobe die willkommene Bestätigung.

Welche Quellen, welche Quellentypen nun das Material für die SN und die FIN liefern, dürfte weitgehend bekannt sein: Urkunden, besonders über Besitzveränderungen durch Tausch oder Schenkung, Weistümer, Güter- und Personenverzeichnisse wie Urbare, Zins- und Rentbücher, Lehen- und Schreinsbücher, aber auch Nekrologe und Totenbücher. Alle diese Quellentypen sind im Wesentlichen erst seit dem hohen und späten Mittelalter überliefert. Die gerade für FIN wichtigen Grenzbeschreibungen (Schweidgänge, Beritte, Limitenprotokolle heißen sie) und Gebietskarten der Territorial- und Grundherrschaften setzen sogar erst in der frühen Neuzeit in stärkerem Ausmaß ein, planmäßige Kartenaufnahmen, z.T. mit Flurbüchern erst seit dem 18. Jh. Besonders wichtig ist hier für das Rheinland die von den Franzosen veranlasste Landaufnahme durch Tranchot/von Müffling von 1801 – 1828, der sich die preußische Urkataster-Aufnahme der Rheinprovinz direkt anschließt. Längst nicht alle, v.a. die jüngeren namenkundlich ergiebigen Quellen, liegen in Editionen vor. Dies gilt eher für

die älteren Bestände an Urkunden. Deshalb sind Archive, regionale und örtliche, häufig Arbeitsplatz der Namenforscher. Dies bedeutet auch, dass von der Paläographie, dem Handschriftenlesen, bis zur überlieferungsorientierten Quellenkritik ein gehöriges Maß an den Historikern geläufiger Grundlagenarbeit zu leisten ist. So ist für den Erstbeleg des SN *Würselen* zu beachten, dass er zwar historisch auf das Jahr 870 zu beziehen, aber nur in einer Urkundenabschrift, einer Kopie des 10. Jh. in der Form *UUormsalt* überliefert ist. Damit gehört er namengeschichtlich dem 10. Jh. an.

Ein weiteres Problem der Quellenkritik stellt die Berücksichtigung der lange allein üblichen sog. Herkunftsnamen von Personen als Belege für Ortsnamen dar. Hier muss fallweise unter Beachtung des gesamten historischen Umfeldes einer Quelle entschieden werden: Ein (fiktiver) *Hermannus de Wilde* sollte besser nicht in die Namensammlung zum SN *Weiden* im Mittelalter aufgenommen werden, aber für den singulären Namen *Würselen* konnten die Herkunftsnamen des Aachener Totenbuches, geschrieben von verschiedenen Schreibern zwischen 1239 und 1331, durchaus als wertvolle Zeugnisse auch für den SN herangezogen werden. Denn ein *Arnoldus de Worsle* oder eine *Mettildis de Worsolden* in Aachen können nur aus *Würselen* stammen. Diese zahlreichen alten Herkunftsnamen für Personen aus *Würselen* enthalten nun alle ein -d-(-selden), das dem -t im Erstbeleg entspricht, wogegen in den jüngeren dieses -d- getilgt ist, so auch in der heutigen Schrift- wie Mundartform.

Alle diese Belege zusammen, es sind über fünfzig, legen es unabweisbar nahe, die Deutung des SN *Würselen* auf das alt-hochdeutsche Grundwort *salida* oder mit Umlaut *sel(i)da* zurückzuführen, das als Erweiterung von *sal* 'Haus, Wohnung, Saal' in den Texten des 8. bis 11. Jhs. als Sachwort, als Appellativ nachgewiesen ist. Es bezeichnet Wohnung oder Hof als 'Aufenthalt', nicht – wie wohl *-heim* – den ständigen Wohnsitz. Das spezifizierende Bestimmungswort in diesem SN ist der Name des Flusses Wurm. Solche zweigliedrige Komposition aus einem Grund- und einem Bestimmungswort stellt im Übrigen die häufigste Bildungsweise von Toponymen dar.

Für die Auswertung dieser Deutung im historischen Kontext der Ortsgeschichte ergibt sich nun zwar keine eindeutige Motivation des Namens etwa von dem archäologischen Fund eines Herrenhofes her, aber es ist offenbar im 9. Jh. eine Kirche in einem karolingischen Krongutbezirk vorhanden, zu dem sicher auch Aufenthaltsmöglichkeiten, Häuser, gehört haben werden.¹³

Abschließend möchte ich die interessante Fallstudie von Elmar Neuß¹⁴ zu einem SN aus der Eifel vorstellen, *Lammersdorf* (Gemeinde Simmerath), der anhand eines partiellen Namenwechsels alle methodischen Probleme namenkundlicher Spurensuche überzeugend vor Augen führt.

Die offizielle, schriftsprachliche Namensform ist *Lammersdorf*, die mundartlichen Ausspracheformen aber enthalten nicht das Grundwort *-dorf* etwa als *-dorp/-dörep*, sondern sie lauten *Laimisch*

oder *Lamisch*, so - wohl noch mit gerollem r - schon im 19. Jh. 'phonetisch' notiert; dies der heutige Befund mit der/den Mundartform/en, der schon zu denken gibt. Die historischen Quellenbelege, von Neuß akribisch notiert und nachgewiesen für die Nennung genau dieser Siedlung, 26 an der Zahl, reichen bis a. 1361 zurück. Sie stammen aus Urkunden, Rechnungen verschiedener Institutionen (Rent-, Forstmeistereien des Amtes Monschau), Lagerbüchern und zuletzt 1732 vom Personenamen eines Studenten aus Lammersdorf aus der Kölner Universitätsmatrikel. Aber diese Zeugnisse für den SN enthalten kontinuierlich bis 1560/61 das Grundwort *-scheid* in verschiedenen Schreibungen. Der Beleg von 1361 lautet *Lamberscheyt* aus einer original überlieferten Urkunde, die überhaupt als Besitztauschurkunde die meisten Ortschaften des Monschauer Landes erstmals schriftlich erwähnt.¹⁵ Genauso komplett enthalten alle Belege seit dem 17. Jh. das heute noch geltende Grundwort *-dorf*. Dieser partielle - nämlich nur des Grund-, nicht des Bestimmungswortes - Namenwechsel gewinnt nun eine delikate Note, weil in der Heimatliteratur bis dato ein angeblicher, noch älterer Beleg von 1213 beigebracht wurde, der erstaunlicherweise *Lamberstorp* lautet: Ein doppelter Wechsel im SN?

Neuß kann mit überzeugenden Argumenten nachweisen, dass dieser angeblich älteste Beleg mit großer Sicherheit nicht auf das zur Debatte stehende Simmerather Lammersdorf zu beziehen ist, also doch nur ein einfacher Namenwechsel stattgefunden hat. Einmal ist die Mundartform

(mit oder ohne -r-) völlig parallel zu denen anderer *-scheid*-Namen der Umgebung, v.a. im Kreis Schleiden, wie *Dickerscheid* = *Dekesch* u.a. Damit ist (*La(i)misch* lautgeschichtlich mit *Lamberscheid* zu verbinden. Dass weiterhin *Lammer-/Lamber-*, das Bestimmungswort also, nur auf Lambert 'Lambertus' zurückführt, nicht etwa auf Landwehr oder anderes, wird durch den Vergleich von alten Schreibformen dieses Rufnamens z.T. in denselben Quellen wie der SN deutlich gemacht. Man vergleiche auch den nicht seltenen Familiennamen *Lammers*, der in den meisten Fällen auch auf den Rufnamen zurückgeht. Auch die Lage des Ortes auf einem Höhenzug oberhalb der Kall passt allein zu der appellativen Grundbedeutung 'scheiden, trennen', die sich zu 'Wasserscheiden', 'Bergrücken' und 'Bergwald' in Namen weiterentwickelt. Diese *-scheid*-Namen können normalerweise der (spät-)mittelalterlichen Rodungsperiode im Rheinland zugewiesen werden, was den geschichtlichen Verhältnissen des Monschauer Landes entspricht. Hinzu kommt, dass kein weiterer SN mit dem Grundwort *-dorf* in der Umgebung Lammersdorf existiert. Dies liegt daran, dass solche SN einmal auf hohes Alter der Siedlung (zumeist aus fränkischer Zeit), zum anderen auf ertragreiche, gute Ackerböden eher im Tal verweisen, wie zuletzt H. Dittmaier umfassend gezeigt hat. Bei- des trifft auf unser Lammersdorf nicht zu. Man darf also folgern, dass der Gesamtbefund aus den Mundartformen der Namentile (Lambert/Scheid), der Realprobe oder Topographie und der Geschichte der Namentypen (*dorf/scheid*) sehr klar gegen

den angeblichen Frühbeleg *Lambertstorp* sprechen. Da auch der Kontext der Urkunde von 1213 keinen Anhaltspunkt für eine Identifizierung der „arabilis terrae Lamberstorp“ liefert, eher auf einen Flurnamen deutet, muss dieser Beleg aus der Serie der Zeugnisse für unser Lammersdorf gestrichen werden.

Nach dieser Indizienbeweissführung gegen den Frühbeleg bleibt aber noch zu untersuchen, wie der doch so konsequente Wechsel des Grundwortes von *-scheid* zu *-dorf* seit der Mitte des 16. Jhs. begründet werden kann. Dieser Wechsel findet sprachlich wie historisch plausible Erklärung, wenn man das in dieser Zeit ablaufende massive Auseinanderdriften von Mundart und Schriftsprache gerade im Rheinland in Rechnung stellt. Die bis zum 16. Jh. hohe Übereinstimmung von regionaler Mundartform und geschriebener Sprache (man spricht daher auch von Schreibdialekten) ließ noch deutlich den Zusammenhang von gesprochenem *Lammersch* und geschriebenem *Lammerscheid* erkennen und bestehen. Durch Eindringen und Übernahme hochdeutscher Schriftformen in den Kanzlei- und Verwaltungsgebrauch aber wird den an diesen neuen Formen orientierten Kanzlisten ein gehörtes *Lammersch* suspekt, nämlich als eine unvollständige Genitivbildung, die ergänzt werden muss, um korrekt zu sein. Das fehlende Grundwort ist mit *-dorf* leicht gefunden, und der Name ist regelhaft, ist hochdeutsch gebildet, so wie es einer 'modernen' Kanzleisprache angemessen ist. Das i-Tüpfelchen bei einer solchen folgerichtigen Überlegung ist nun im konkreten

Fall Lammersdorf, dass der namentlich bekannte Monschauer Rentmeister, in dessen Amtsrechnungen die Lammersdorf-Belege seit 1560/61 erstmals und danach regelhaft auftreten, auch noch andere neuhochdeutsche Schriftformen an die Stelle der alten regionalsprachlichen gesetzt hat: *Oberrollesbroch* mit *-b-* statt mundartlich/regionalsprachlichem *-v-* (*Over-*, *Zweiuell* mit diphthongischem *-ei-* statt altem *-i-* (*Zwiivel*)) und nicht zuletzt *Lamersdorf* selbst ohne das mundartlich übliche *-p* im Auslaut!

An diesem Beispiel wird damit die Verhochdeutschung von Siedlungsnamen im Rheinland im Zuge der zunehmenden Verschriftlichung der territorialen Verwaltung greifbar, allerdings mit einer falschen Korrektur in Form der 'Grundwortergänzung', einer Hyperkorrektur. Gezeigt werden sollte daran zum einen, dass nur eine methodisch saubere, alle Einzelschritte sorgsam beachtende namenkundlich-historische Arbeitsweise zu Erfolgen in der Namenerklärung führen kann; zum anderen, dass diese Spurensuche auch für einen einzelnen Namen ausgesprochen aufwendig sein kann. Solche aufwendigen, aber auch spannenden Aufdeckungsprozeduren sind aber durchaus nicht die Regel, und das Lammersdorf-Exempel ist keineswegs zur Abschreckung gedacht. Vielmehr kann man sich, wenn man das örtliche/regionale Quellenmaterial einigermaßen überschaut, durchaus auf vielfältige, gute Ergebnisse rheinischer wie allgemeiner Namenforschung stützen, wie sie in zahlreichen Nachschlagewerken und anderen Hilfsmitteln dokumentiert

sind. Diese Stützen sollten gerade Anlass geben, sich verstärkt auf namenkundliche Spurensuche im Rheinland zu begeben.

Der vorliegende Beitrag wollte lediglich das methodische Problembewusstsein für solches Vorgehen ein wenig schärfen.

Anmerkungen

- 1 Dietz Bering, Der Kampf um den Namen Isidor. Polizeivizepräsident Bernhard Weiß gegen Gauleiter Joseph Goebbels. In: Beiträge zur Namenforschung. N.F. 18 (1983), S. 121-153.
- 2 Bering 1983, S. 131.
- 3 Auf einer ganz anderen Ebene gehört z.B. auch die Vornamegebung bei Kindern dazu, die bekanntlich auch einigen Ärger in die Familien bringen kann.
- 4 Nach Stefan Sonderegger, Die Bedeutsamkeit der Namen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik. Heft 67 (1987): Namen, S. 11-21.
- 5 Faust I; Vers 3454ff.: „.... Gefühl ist alles: Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut“.
- 6 Plautus, Persa, Vers 625: Lucris ist der Name einer Hure, die einem Bordellbesitzer ange-dient wird, in der ursprünglichen Bedeutung etwa ‚die Ergiebige‘: „nomen atque omen quantivis iam est pretii“. (Der Name ist schon soviel wie ein gutes Omen für Gewinn).
- 7 Zu weiteren unterscheidenden Merkmalen von Eigennamen, zwölf insgesamt, vgl. Sonderegger (1987) wie Anm. 4, S. 14f.
- 8 Stefan Sonderegger, Deutsche Namenge-schichte im Überblick. In: Sprachgeschich-te. Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, 2. Halbband Berlin/New York 1985, S. 2039-2066, S. 2048.
- 9 Den Toponymen stehen die Anthroponyme, die Personennamen (Vornamen/Rufnamen, Familiennamen), gegenüber.
- 10 In den folgenden Darlegungen greife ich be-quemerweise auf eigene Studien zurück, die hier nur einmal genannt seien; Kuchenheim – Beispiele aus: W. Hoffmann, Kuchenheim – Herkunft und Entwicklung eines Ortsnamens. In: Kuchenheim 1084 – 1984. Bd.II: Natur-wissenschaftliche und historische Beiträge. Bearb. v. Gerd G. Koenig, Euskirchen 1984, S. 218-228; Würselen – Beispiele aus: W. Hoff-mann, Von Wormsalt zu Würselen, von Mo-resbrunno zu Morsbach. Zur Geschichte der Siedlungsnamen Würselens. In: Würselen. Beiträge zur Stadtgeschichte. Bd. 1. Hrsg. v. Margret Wensky u. Franz Kerff, Köln, 1989, S. 187-218; Eilendorf – Beispiele aus: W. Hoff-mann, Zur Geschichte der Eilendorfer Flurna-men. In: Eilendorf in seiner Geschichte. Hrsg. v. Herbert Lepper, Aachen 1989, S. 83-96.
- 11 Z.B. auf römischen Weihesteinen oder auf Grabplatten und -kreuzen.
- 12 Wolfgang Kleiber, Die Flurnamen. Vorausset-zungen, Methoden und Ergebnisse sprach-und kulturhistorischer Auswertung. In: Sprachgeschichte. Handbuch zur Geschich-te der deutschen Sprache und ihrer Erfor-schung, 2. Halbband Berlin/New York 1985, S. 2130-2141, S. 2133.
- 13 Vgl. Marlene Nikolay-Panter, Würselen zwi-schen Mittelalter und Neuzeit. In: Würselen (wie Anm. 10), S. 21 ff.
- 14 Elmar Neuß, Lammersdorf-Lammerscheid. Zum Beitrag der Namenforschung bei der Identifizierung von Siedlungsnamen und zum Frühneuhochdeutschen. In: Beiträge zur Na-menforschung. N. F. 18 (1983), S. 361-379.
- 15 Ders., Totaler Namenwechsel – partieller Na-menwechsel – scheinbarer Namenwechsel und die Ausbildung von Gemeindenamen. In: Ortsnamenwechsel. Bamberger Symposion 1. bis 4. Oktober 1986. Hrsg. v. Rudolf Schüt-zeichel (= Beiträge zur Namenforschung. N.F. Beiheft 24), Heidelberg 1986, S. 326-343.

Wo kommt der her?

Namenkundliche Anfragen an die Sprachabteilung

von Peter Honnen

Einleitung

„Aufgabe und Ziel ist die Dokumentation und Erforschung der äußerst facettenreichen Sprachwirklichkeit im Rheinland“ heißt es programmatisch auf der Startseite des Webauftritts der ILR-Sprachabteilung. Die Arbeiten im Rahmen dieses Auftrags münden regelmäßig in Publikationen wie Mundartwörterbüchern, Umgangssprachenlexika, Kartenwerken, Dokumentationen, Aufsätzen in Zeitschriften oder Vorträgen und Tagungen. Man könnte das die öffentliche Seite der Arbeit der LVR-Sprachwissenschaftler nennen.

Daneben gibt es, wie die Einleitung schon vermuten lässt, auch eine nicht-öffentliche Variante, die zwar einen nicht unbeträchtlichen Zeitaufwand erfordert, jedoch nicht zu für jedermann sichtbaren Ergebnissen führt. Damit ist die Beantwortung der vielen Anfragen gemeint, die die Sprachabteilung nahezu täglich erreichen. Das können, neben Bitten um fachliche Hilfe bei Sprachdokumentationen, Auskunftersuchen zur Sprachgeschichte, zu einzelnen Wörtern, zu Ortsnamen oder Familiennamen sein. Der Tenor all dieser Anfragen lautet dabei in der Regel: Wo kommt das Wort oder der Name her? (wo-

bei die Frage nach der Bedeutung eines Wortes nur eine Variante dieser Frage ist).

Da an rheinischen Universitäten heute keine Namenkunde mehr gelehrt wird, hat die Zahl der namenkundlichen Anfragen an das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte als nunmehr einzigem Ansprechpartner im Rheinland in der letzten Zeit deutlich zugenommen. Die stellen die Fachleute in der Sprachabteilung allerdings nicht selten vor große Probleme, denn „am grünen Tisch“ ist Namenkunde selten möglich. Walter Hoffmann hat in seinem in diesem Heft wieder abgedruckten Aufsatz „Namenkundliche Spurensuche“ eindrucksvoll vorgeführt, wie aufwändig und mühsam namenkundliche Recherche ist. Die ist bei den vielen Anfragen im LVR-Institut jedoch nur selten zu leisten, so dass hier in der Regel nur mit „Bordmitteln“ gearbeitet werden kann, die eine befriedigende Antwort oft nicht möglich machen.

Dennoch lohnt ein Blick auf die vielen namenkundlichen Anfragen an die Sprachabteilung, weil hier sowohl das ganze Panorama der rheinischen Namenwelt deutlich wird als auch Leistungen, Methodik und Probleme der sehr interes-

santen Wissenschaftsdisziplin „Namenkunde“ aufgezeigt werden können.

Lustige rheinische Ortsnamen

Ein deutlicher Schwerpunkt der Anfragen handelt von sogenannten „lustigen“ oder ungewöhnlichen Ortsnamen, die volksetymologische Deutungen geradezu provozieren – die nicht immer völlig falsch sein müssen. Hier eine Auswahl aus den Anfragen der vergangenen Jahre:

Gier als Ortsname bei Neuss, **Gieren** bei Mettmann, als Flurname oder als **Namenbestandteil** – hat natürlich nichts mit dem Verlangen zu tun. Der Name geht in aller Regel auf das wohl beliebteste Kreuzworträtelement zurück, das mittelhochdeutsche Wort *ger* für „Speer, Spitze“, das auch in vielen Personennamen wie Gerhard oder Rüdiger zu finden ist.

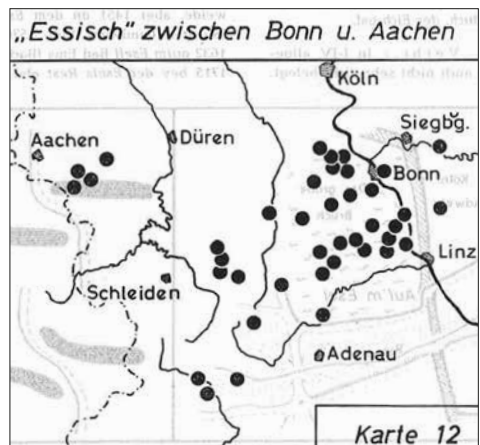
In Ortsnamen (ON) oder Flurnamen (FN) bezeichnet Ger/Gier ein Landstück, das sehr spitz zuläuft, in Flurnamen gibt es das im Rheinland häufig, z. B. aufm Gieren, aufm Gehr, am Gierchen oder Gehrenfeld.

Blech kommt im Rheinland in Flurnamen mehrfach vor (aufm Blech) – der Name hat nichts mit dem Metall zu tun, sondern bedeutet „offener Platz, freie Stelle im Wald, kleine Parzelle“. Ortsnamenvarianten sind Bläch und nördlich der Benrather Linie Bleek und Bleck. Zugrunde liegt wahrscheinlich das auch außerhalb des Rheinlands durch den Kölschrock bekannte ripuarische Adjektiv *bläck/black* „bloß, nackt, kahl“, das im Zusammenhang mit Flurbezeichnungen „unbewachsen, unbedeckt“ bedeutet. Zu denken ist

aber auch an mittelhochdeutsches *blach* „flach“.

Engelskirchen hat nichts mit himmlischen Heerscharen noch mit dem berühmten Marxisten zu tun, obwohl der in dem Ort 1837 seine Baumwollspinnerei bauen ließ. Der Erstbeleg von 1353 nennt Engellerskerken, das als „Kirche des Engelher/Engilher“ gedeutet werden muss. Das ist auch deshalb anzunehmen, weil im Mittelalter viele sogenannte Eigenkirchen von Laien errichtet wurden.

Essig oder **Essisch** kommt im zentralen Rheinland zwischen Aachen, Köln und Adenau überraschend oft als Orts- und Flurname vor (siehe Karte unten). Als Simplex hat er sicher nichts mit dem Säuerling zu tun. Vielmehr ist der Name mit großer Wahrscheinlichkeit eine Variante des ebenfalls weit verbreiteten Ortsnamen Esch. Beide gehen auf althochdeutsche (*ezisch*) und mittelhochdeutsche Wurzeln (*ezzisch/ezzesch*, *esch*) zurück, die auch laut-



Karte aus Dittmaier,
Rheinische Flurnamen, S. 66.

lich die Variante Essisch erklären würden. Esch/Essisch würde demnach „Saatfeld, Ackerfläche“ bedeuten. Allerdings finden sich fast alle Essisch-Orte an Kreuzungen, die dreieckige Plätze ausbilden. Die Realprobe vor Ort kann diese Deutung also nicht bestätigen. Auch wenn der Ortsname Essig sicher nichts mit dem Essig zu tun hat (höchstens als Bestimmungswort, etwa in Essigwiese „saure Wiese“), ist die Herkunft also noch nicht sicher geklärt.

Kotzberg bei Kürten/Olpe: „...und der Kotzberg machte seinem Namen wieder Ehre und zwang viele Läufer zum Gehen“ heißt es in einem Bericht der Regionalpresse über einen Langstreckenlauf um die Dhünntalsperre. Dass man dem armen Berg mit diesem Kommentar Unrecht tut, zeigt ein Blick in die Überlieferung: 1450 erscheint der Name als Kucklesberg, vierzig Jahre später als Kuxberg. Auch wenn damit die Etymologie noch nicht geklärt ist (vielleicht Kuckucksberg), mit Unwohlsein hat der Name auf jeden Fall nichts zu tun. Das trifft auch auf ähnliche Flurnamen zu: **Kotzacker** bei Simmern, **Kotzkaul** bei Ahrweiler und die heute verschwundene Bezeichnung am *kotzgarten* bei Linz. Allerdings kommen diese Ortsnamen der volksetymologischen Deutung schon sehr nahe, denn sie haben ursprünglich wohl etwas mit der Entsorgung nicht brauchbarer Eingeweide Teile nach dem Schlachten zu tun. Im Rheinland ist ein *Kotzmenger* ein Kaldaunenhändler. Das Wort *Kotz* könnte seine Wurzeln im niederdeutschen *Küüt* haben, das auch heute noch am Niederrhein den Fischrogen meint. Der Flurname **Kotzert**, mehrfach im Bergischen

Land, meint dagegen eine Stelle, an der ein Kotten stand oder steht.

Billig gibt es mehrmals, wenn auch nicht umsonst; Billig bei Euskirchen gibt dabei die größeren Rätsel auf. Der Ort ist im berühmten Itinerarium Antonini, dem römischen Reichstraßenverzeichnis aus der Kaiserzeit Caracallas, als „Belgica vicus“ erwähnt. Er war also eine römische Straßensiedlung. Ob der Name aber tatsächlich auf die gleichlautende römische Provinz zurückgeht und vielleicht sogar auf eine Ansiedlung der „Belgae“ hinweist, oder ob sich in Billig nicht doch der Name eines heute verschwundenen Bachs verbirgt, kann nicht mehr endgültig beantwortet werden.

Bekannter als das Euskirchener Billig sind die Billig-Orte an der Obermosel und in Luxemburg: Oberbillig, Scharfbillig, Waldbillig, Wasserbillig und Welschbillig. Die Bestimmungswörter sind, um die verschiedenen Billigs voneinander zu unterscheiden, erst im Mittelalter hinzugefügt worden. Grundsätzlich handelt es sich hier um sogenannte acum-Namen, also um vordeutsche Ortsnamenbildungen aus einem Personennamen und dem galloromanischen Suffix -acum. Im Falle von Welschbillig ist die Überlieferung des Ortsnamens eindeutig: Billiaco (798), Pilliaco (965), Billike (981), Welspilliche (1231). Hier ist die galloromanische Grundform also nicht, wie so oft bei rheinischen Ortsnamen auf -ich, erschlossen, sondern aus den Quellen tatsächlich ohne Probleme abzuleiten. Der Besitzer des römischen Gutes, auf das der heutige Ortsname zurückgeht, trug den in der

Galloromania mehrfach nachgewiesenen Personennamen Billius. Der Ortsname Welschbillig gibt darüber hinaus zu Spekulationen Anlass, ob der Namenszusatz tatsächlich ein Hinweis auf eine bis ins 12. Jahrhundert andauernde galloromanische Siedlungskontinuität an der Mosel ist.

Tröte gibt es als Flurname im Rheinland mehrfach bei Daun, Blankenheimerdorf, Nideggen, Euskirchen und Overath; die Variante „auf der Treut“ verweist auf den Ursprung des Namens, der nichts mit dem im rheinischen Karneval beliebten Blasinstrument zu tun hat. Vielmehr ist die *Träute* in dieser Region eine Wasserlache oder eine Jauchegrube. Allerdings gab es in Leichlingen früher tatsächlich die Flurbezeichnung **Trompete**. Die lebt dort noch heute in einem Straßennamen und in einer Gaststätte mit dem Namen „Zur Trompete“ weiter, der wohl auf den alten Flurnamen verweist. Die Herkunft dieser Flurbezeichnung ist dunkel, sie könnte ein Hinweis auf die Form der Flur gewesen sein.

Speck kommt als Flurname an der Mosel und südlich davon vor. Im zentralen Rheinland ist der Name nur in Komposita wie Speckacker, Speckgarten oder Speckkamp zu finden. Die Assoziation „fett“ ist in diesem Fall durchaus richtig, denn die Bedeutung des hochdeutschen Wortes ist mit der Bedeutung der Flurnamen identisch. „Speckflurnamen“ weisen auf Orte mit einem besonders fetten und ertragreichen Boden – allerdings nicht immer. Das Kompositum Speckgraben (bei Koblenz) beispielsweise hat eine andere Geschichte. Hier liegt das mittelhochdeutsche *specke* „Knüppeldamm“ zugrunde, das

aus dem niederdeutschen Sprachraum stammt. Ein schönes Beispiel dafür, dass man gleichlautende Ortsnamen nicht über einen Kamm scheren darf, ohne die Überlieferung und die lokalen Gegebenheiten zu kennen.

Qualburg: geht wohl zurück auf den römischen Ortsnamen Quadriburgium, daraus ist über Quadalburg und Qualburch (erstmal erwähnt 1143) das heutige Qualburg geworden; hat also nichts mit quälen zu tun. Quadriburgium bedeutet wohl ursprünglich „befestigtes Feldlager mit vier Türmen“.

Schiffahrt bei Engelskirchen hat nicht nur der Lage wegen nichts mit dem Schiffsverkehr zu tun, sondern ist ein sogenannter „Waldname“. Das Grundwort ist Hardt, althochdeutsch hart „Bergwald“ oder einfach nur „ungepflegter Wald“. Hardt-Namen findet man im Rheinland sehr häufig. Allerdings ist das Bestimmungswort in Schiffahrt nicht zu deuten; es könnte aus dem mittelhochdeutschen schif „Gerätschaft“ entstanden sein.

Todenfeld bei Rheinbach könnte man leicht als Totenacker deuten. Aber die Überlieferung weist in eine andere Richtung. Die Erstnennung des Ortes lautet Dodonuuelt (853 in einer Abschrift des 12. Jahrhunderts), die Buchstaben >uu< stehen in dieser Zeit für den Reibelaut f/v. Der Name bedeutet „Feld des Dodo“, es ist also einer der vielen rheinischen Siedlungsnamen mit dem Grundwort Feld „baumfreies, offenes Gelände“ (die Bedeutung „Ackerland, Feldflur“ entwickelt sich erst später). Vergleichbare Ortsnamen sind **Adendorf** „Dorf des Ado“ oder

Wadenheim „Heim des Wado“. Interessant ist, dass die mundartliche Namensvariante Dufefeld noch heute nahezu lautidentisch mit der der Ersterwähnung des Ortes vor 1100 Jahren ist.

Straßen- und Flurnamen

Erfreulicherweise rücken in der letzten Zeit auch die Straßennamen in den Fokus der Landeskunde. In vielen Orten des Rheinlands wurden und werden sie in teils umfangreichen Dokumentationen erfasst und können so wichtige Beiträge zur Ortsgeschichte und örtlichen Sprachgeschichte sein. Oft sind sie aus alten Flurnamen entstanden und somit Zeugen einer heute verschwundenen Welt.

Da Straßen- und Flurnamen, zumindest außerhalb der großen Städte, erst spät in Karten oder Verzeichnissen dokumentiert wurden, sind sie heute oft nur schwer zu entschlüsseln. Deshalb verwundert es nicht, wenn auch in diesem Zusammenhang immer wieder Anfragen an das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte gesandt werden. Allerdings sind die, eben auf Grund der mangelnden Quellenlage, am grünen Tisch noch schwerer zu beantworten als Fragen zu Ortsnamen. Einige Beispiele mögen das illustrieren.

In Leutesdorf gibt es die Straße „Am Schalmuth“; dieser Name gilt im Ort als sehr alt, es wird sogar eine keltische Wurzel vermutet. Das ist in diesem Fall sogar nicht so weit hergeholt. Im 19. Jahrhundert ist in Leutesdorf ein Weinberg gleichen Namens belegt, der in dem Straßennamen bis heute überlebt hat. Der Name

selbst ist im südlichen Rheinland nicht unbekannt, in Ehrang bei Trier kennt man ihn als Scholmond, in Enkirch an der Mosel in Schollmunderhof als Hofname, eine Hochfläche bei Raversbeuren (Hunsrück) heißt in der örtlichen Mundart *Scholmatt* und in mittelalterlichen Quellen ist in Belgien bei Arquennes ein Scalmont verzeichnet. Daneben finden sich in diesem Raum eine ganze Reihe anderer Flurnamen, die dem Typus „Schalbede“ zugeordnet werden können. Auffällig ist, dass all diese Namen im Gebiet der Moselromania, der berühmten galloromanischen Sprachinsel an der Mosel oder im romanischen Sprachgebiet selbst liegen. Außerdem bezeichnen sie alle einen – stufenförmigen – Berg oder Hang, was in einer Weinbauregion nicht überrascht. Deshalb nimmt man an, dass es ein moselromanisches (man könnte auch sagen „spät-keltisches“) Wort *scala gegeben hat, das die Bedeutung „Terrasse“ hatte. Das Grundwort Muth/Mund/Matt geht auf ein ebenfalls erschlossenes moselromanisches Wort *munt „Berg“ zurück, das wohl zu lateinisch mons „Berg“ zu stellen ist. So bewahrt die Straße „Am Schalmuth“ in Leuscheid tatsächlich noch heute ein wirklich altes Wort, das auf vorgermanische Wurzeln zurückgeht.

Amüsant war eine Anfrage aus Rheinbach-Flerzheim, in der eine Anwohnerin der dortigen **Zippengasse** die Befürchtung äußerte, dass sie in einer Straße mit einem eher anrühigen Namen wohne. Diese Angst lässt zwar auf genauere Mundartkenntnisse schließen, denn in der Tat kann Zippel auch eine sexuelle Bedeutung haben, aber im Zusammenhang mit Flurna-

men lässt das Wort *Zippe/Zippel* auf ein – ehemaliges – dreieckiges Grundstück oder auf eine spitz zulaufende Geländeform schließen. Auch hier bewahrt der Straßenname also eine alte Flurbezeichnung.

Kein richtiger Flurname, sondern eher ein Gewässername ist **Pistley** bei Xanten. Der so genannte kleine Bach oder Graben hat dem großen Rheinbogen um die Siegfriedstadt sogar den Namen gegeben: Pistleybogen. Wie ist Pistley zu deuten? Mit Lei oder Ley wird am Niederrhein gemeinhin ein Bach, meist jedoch ein künstlicher Entwässerungsgraben bezeichnet. Das Wort ist entstanden aus „Leite/Lede“ (zu „leiten“) und erstmals 1193 nachgewiesen in Moers als „Leda“; d-lose Formen erscheinen in Quellen im 14. Jahrhundert, im Norden des Niederrheins dominieren aber noch lange die Leyde/Leide-Formen. Bekannte Bäche am Niederrhein sind Bollandonks Ley, Tacke Ley oder Bortsche Ley, Kombinationen aus Personen- oder Ortsnamen plus Ley. Ein solcher Namens-typ scheint Pistley allerdings nicht zu sein, das Bestimmungswort ist kein eigenständiger Name. Nun kennt man Pijst oder Pyst am Niederrhein aus alten Belegen des 15. Jahrhunderts als Bezeichnung für ein fließendes Gewässer, doch als Bestimmungswort in Pistley machen beide Formen Probleme, da im Grundwort schon eine ähnliche Bedeutung steckt. Vielleicht könnte man die Pistley als einen Entwässerungsgraben deuten, was an der Stelle im Rheinvorland Sinn machen würde. Die Annahme einer Pissley, ähnlich der berühmten *Köttelbeeke* am rechten Niederrhein, ist eher unwahrscheinlich. *Piss* oder

Pess ist zwar das niederrheinische Wort für Jauche und erscheint z.B. in *Pesfat* „Jau-chefass“ oder *Peskälder* „Jauchekeller“, aber ein Jauche- oder Abwassergraben wäre an dieser Stelle ungewöhnlich.

Aussprache von Ortsnamen

Viele rheinische Ortsnamen provozieren geradezu Fragen nach ihrer Aussprache. Das betrifft vor allem den Vokalismus, da im Rheinland noch viele altertümliche Schreibungen erhalten sind. Woher sollen z.B. Fremde auch wissen, dass Moers und Duisburg mit Umlaut, Grevenbroich, Korschenbroich, Roisdorf und Troisdorf dagegen mit einem langen o und Straelen oder Baerl mit einem langen a gesprochen werden? Gänzlich undurchsichtig wird es dann bei Orsoy, Schaephuysen oder Rheurdt. Um die immer wiederkehrenden Anfragen zu diesen und ähnlichen Ortsnamen zu beantworten, hat die Sprachabteilung einen kleinen Text auf die Institutswebsite gestellt, der all diese Schreibungen und ihre Aussprache erläutert.

Nicht die seltsamen rheinischen Vokale, sondern den anlautenden Konsonanten >v< betrafen zwei Fragen, die die Sprachabteilung im letzten Jahr erreichten. Bei der ersten ging es um die Aussprache der **Ville**, wie im Rheinland der Höhenzug westlich von Köln genannt wird. Daran hatte sich ein monatelanger Streit im entsprechenden Wikipediaeintrag entzündet, den nun die Experten des LVR-Instituts für Landeskunde entscheiden sollten (was in der letzten Zeit bei Kommentarschlachten in dem Online-Lexikon tatsächlich immer öfter vorkommt). Beim zweiten Fall han-

delte es sich um den Moselort **Valwig**, bei dessen Aussprache eine Touristin aus dem Ruhrgebiet immer wieder von Einheimischen korrigiert worden war und nun empört Bestätigung von Fachleuten einholen wollte.

Nun ist es bei Ortsnamen eigentlich immer angeraten, auf die „Einheimischen“ zu hören, denn in der örtlichen Aussprache sind meist sprachgeschichtliche Entwicklungen konserviert, die in der aktuellen Schreibung verdeckt werden. Es ist sogar zu beobachten, dass der mundartliche Name eines Ortes verblüffend genau der ersten urkundlichen Erwähnung vor langer Zeit entspricht, während der moderne Name die Etymologie völlig verrätselt. Außerdem hilft in diesem Fall auch ein Vergleich. Es gibt im Rheinland keinen mit >v< anlautenden Ortsnamen, der mit einem weichen, stimmhaften >w< ausgesprochen wird: Valendar, Hohes Venn, Venlo, Villip, Velbert, Vennikel, Vianden, Viersen, Vernich, Vettweiß, Vilich, Vingst, Vinn, Voerde, Vorst, Voßnacken, Vowinkel, Vynen, um nur einige Beispiele zu nennen. Niemand in der Region, außer ein zugezogener Radiosprecher, käme auf die Idee, hier ein anlautendes >w< zu sprechen, alle diese Namen haben den „harten“ F-Anlaut. Das gilt ebenso für Valwig und Ville, auch wenn der Große Brockhaus das anders sieht, viele Zugezogene offensichtlich - nach Auskunft von Wikipedia - die rheinische Aussprache nicht mehr kennen und die örtliche Volksetymologie die Ville als die Gegend interpretiert, wo die reichen Kölner ihre Villen bauen.

Das anlautende >v< in den rheinischen Ortsnamen ist, wie die oben beschriebenen Vokale auch, ein Relikt der historischen Schreibtraditionen. War der Buchstabe >f< im Althochdeutschen noch das vorherrschende Zeichen für den Reibelaut >f<, wurde es im Mittelhochdeutschen „Mode“, an seiner Stelle ein >v< zu schreiben. Diese Schreibvariante hat sich bei vielen Ortsnamen bis heute gehalten und ist deshalb kein Verweis auf den bilabialen Reibelaut >w<. Sehr schön erkennt man die variantenreiche mittelalterliche Schreibung z.B. in der Erstnennung des Ortsnamens Todenfeld, die in Dodonuelt sogar noch ein >uu< für den Lautwert >f< aufweist, eine Buchstabenkombination, aus der sich später das >w< entwickeln sollte.

Ein anderer Beleg für die „harte“ Aussprache von Ville ist überraschenderweise der Landschaftsname Eifel. Denn nach der – bislang schlüssigsten – Etymologie von Heinrich Dittmaier steckt in dem Namen des Mittelgebirges dasselbe Namens-element, allerdings als Grundwort. Danach ist die Eifel eine ursprüngliche *Eich-ville, die mit dem Bestimmungswort Eiche bewusst von der nördlichen Ville abgegrenzt wurde. In beiden Fällen bedeutet Ville entweder „Hochebene“ oder „Heide“, und in beiden Fällen ist der Anlaut ein stimmloses >f<.

Noch ein Wort zu Valwig. In Wikipedia und in Ortsgeschichten ist immer wieder von einem keltoromanischen Ursprung des Ortsnamens zu lesen, was der frühe Beleg „Balbiacum“ (Siedlung des Balbius) schlüssig beweise. Diesen Beleg gibt es jedoch nicht, er ist in der Annahme, dass hier

ein sogenannter *acum*-Name anzusetzen ist, erschlossen, sprich erfunden worden. Die Ersterwähnung (als Kopie) von 866 lautet „falaudio“, spätere Überlieferungen sind etwa Falaueia, Valefeye, Valefey oder ähnliche Formen. Erst 1545 findet sich mit Valüich der erste Beleg mit einer *ich*-Endung, auf die sich die *Balbiacum*-Rekonstruktion berufen könnte. Die Namensgeschichte spricht demnach eindeutig gegen eine keltoromanische Wurzel.

Ortsnecknamen

Eine auf den ersten Blick ungewöhnliche Anfrage erreichte uns im letzten Jahr aus Hamburg. Dort hatte ein Wassersportler eine kleine Yacht an der Mosel gekauft und beim Abholen bemerkt, dass sein neues Schiff den für ihn nicht dechiffrierbaren Namen *Bunnepeller* trug. Auch der Vorbesitzer konnte keine Auskunft geben, da er das Boot bereits mit dem Taufnamen übernommen hatte.

Nun kann jeder Rheinländer, auch wenn er nicht aus dem Moseltal kommt, den *Bunnepeller* leicht als „Bohnenschäler“ identifizieren. Das erklärt aber immer noch nicht, weshalb eine Yacht, mit der Mosel als Fahrgebiet, diesen Namen trägt. Das Rätsel löst sich, wenn man weiß, dass *Bunnepeller* ein Neckname für die Einwohner von Enkirch, einem kleinen Ort an der Mosel in der Nähe von Traben-Trarbach ist (allerdings auch für die Bewohner von Adenau-Acht in der Eifel). Hier hat der ursprüngliche Besitzer offenbar bei der Namensgebung ironisch auf die Ortsrivalitäten seiner Heimat Bezug genommen. Womit wir bei einer weiteren Kategorie namen-

kundlicher Anfragen wären: die nach den Entstehungsmotiven von Ortsnecknamen.

Das Rheinische Wörterbuch verzeichnet 1304 solcher Schelt- oder Spottnamen für die Bewohner von Ortschaften im Rheinland. Und das sind beileibe nicht alle. Schon ein kurzer Quercheck mit der Ortsnecknamensammlung von Leo Gillesen für die Region Heinsberg lässt erkennen, dass von den dort gelisteten 93 Belegen nur ein Bruchteil im Rheinischen Wörterbuch verzeichnet ist, wie auch von den 37 Necknamen allein für die Orte der Verbandsgemeinde Mendig lediglich drei erfasst sind. Diese örtlichen Studien lassen demnach eine weitaus höhere Dunkelziffer vermuten, die in die Tausende geht und zu der Annahme zwingt, dass kaum eine rheinische Ortschaft ohne Ortsneckname gewesen ist. Das macht aber auch deutlich, dass die Motive für diese Spitznamen, wenn sie denn überhaupt zu ermitteln sind, eigentlich nur vor Ort gesucht werden können. Deshalb sollte man zur Entstehungsgeschichte von Ortsnecknamen immer Fachleute der jeweiligen Heimatgeschichte konsultieren.

Denn oft beziehen sich diese Spitznamen z.B. auf berufliche Tätigkeiten, die heute meist schon zur Ortsgeschichte gehören. So heißen die Königswinterer *Öseldriewer*, weil der berühmte Weg zum Gipfel des Drachenfels auf dem Rücken von Eseln zurückgelegt werden kann, die Einwohner von Grillrath *Baareschörjer*, weil sie mit Tonwaren handelten, die Myhler (beide bei Heinsberg) *Sankhasen*, weil neben dem Ort Kies abgebaut wurde, die Berrenrather (bei Hürth) *Schänzjeskrieme*,

weil sie Brennholz verkauften oder die Altstädener *Leemrүүre*, die Ziegelsteine herstellten. Andere Ortsnecknamen, die sich direkt auf die Profession der Betroffenen beziehen, sind *Küülhadsche* (Kohl-schneider), *Drisschürger* (Jauchefahrer), *Läämdeuvelen* („Lehmteufel“, Tongruben-arbeiter), *Schorjer* (Fuhrleute), *Stäänklop-per*, *Käsbauer* (Käse herstellender Bauer), *Kaulenpeter* (Steinbrucharbeiter), *Kiepen-kerle* (Hausierer), *Mangeböömer* (Korbma-cher), *Laakebül* („Lakenbeutel“ Tuchma-cher), *Sametkletscher* („Samtkleidchen“ Samtbandweber) usw.

Können solche Ortsnecknamen noch relativ leicht aus der jüngeren Ortsge-schichte abgeleitet werden, so muss bei anderen schon tief in der örtlichen My-then- oder Legendenkiste gewühlt wer-den. So heißen oder hießen die Einwohner von Dinslaken-Gahlen *Gölsche Fläuters*, weil an dem Klingelbeutel der örtlichen Kirche angeblich das Schellchen verlo-rengegangen war und der Küster sich mit dem Pfeifen einer Melodie behalf. Bei den *Geisstripperten* muss man noch weiter in der Geschichte zurück gehen. So hießen in der Eifel die Bitburger, weil sie während einer Belagerung im 30jährigen Krieg als Nachweis ihrer unbeschränkten Vorräte die Köpfe der geschlachteten Ziegen auf den Festungsmauern präsentierten. Die Einwohner von Bernkastel-Lieser waren dagegen *Katzenstripper*, weil man ihnen nachsagte, gewöhnlich aus enthäuteten Katzen ein Hasenpfeffer zuzubereiten. Die Einwohner des Bonner Stadtteils Pop-pelsdorf wurden im angrenzenden Kes-senich *Pöbelsdorfer* genannt, weil sie so

einmal vom Kurfürsten Clemens-August beschimpft worden waren, nachdem sie ihn mit Steinen beworfen hatten. Die Be-wohner von Ratingen waren in der Um-gebung dagegen als *Dummeklemmer* oder *Dummequetscher* bekannt, weil sie – ob mit Absicht ist nicht überliefert – dem Heiligen Suitbertus einmal den Daumen im Stadt-tor eingeklemmt hatten, als er auf einer Missionsreise war. Nach einer nicht ganz so alten Legende war Ratingen Sitz des Scharfrichters im Bergischen Land, der gerne mit Daumenschrauben bei Verhö-ren „arbeitete“. Oft sind diese Ursprungs-legenden allerdings in den jeweiligen Or-ten selbst nicht mehr bekannt, so dass es für die Fachleute der Sprachabteilung im LVR-Institut für Landeskunde und Regio-nalgeschichte kaum möglich ist, entspre-chende Anfragen zu beantworten. Da sind reine Sprachspielereien schon leichter zu erkennen: *Udler Huddler* (Daun-Udler), *Schienensecker* „Schienenpinkler“ (Bonn-Kessenich, die mundartliche Variante *Kessenisch* rückwärts gelesen) oder *Ka-naljevugelsmönster* für die Einwohner von Kornelimünster. Aber warum die Men-schen in Koblenz-Sayn *Barwesläfer* „Bar-fußläufer“, in Erkelenz-Wockerath *Butter-milchstonnen*, in Kevelaer *Kävelse Plässkes*, in Aachen-Röhe *Ongekouchde* „Ungekoch-te“, in Euskirchen-Weingarten *Wönderer Meerschweine*, im Vorgebirge *Prüppfresser* „Apfelmusesser“, in Ippenbach *Mücken-fellsbrötscher* und in Zülpich *Zöllejer Öllech* genannt werden, können die Sprachwis-senschaftler allenfalls vermuten. Und bei ungesicherten Vermutungen sollte man sich besser zurückhalten.

Schluss

Dies war nur ein kleiner Ausschnitt aus der Menge der Anfragen, die die Sprachabteilung in der letzten Zeit erreicht haben. Die Auswahl beschränkte sich auf Ortsnamen, es fehlen deshalb die Fragen zu Familiennamen oder zur Bedeutung oder Herkunft von Mundartwörtern, und es fehlen verständlicherweise die Anfragen, die trotz intensiver Recherche nicht

befriedigend beantwortet werden konnten (und dabei eigentlich den größten Zeitaufwand erfordern).

Die Sprachabteilung des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte wird sich auch in Zukunft bemühen, alle Anfragen gewissenhaft zu bearbeiten, allerdings kann sie keine Gewähr geben, jede Frage zur vollsten Zufriedenheit zu klären.

Verwendete Literatur:

- Bach, Adolf: Deutsche Namenkunde II. Die deutschen Ortsnamen 1 und 2., Heidelberg 1953.
- Debus, Friedhelm/Schmitz, Heinz-Günter: Überblick über Geschichte und Typen der deutschen Orts- und Landschaftsnamen. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, hrsg. von Werner Besch u.a. 4. Teilband, Berlin/NewYork 2004, S. 3468-3514.
- Dittmaier, Heinrich: Siedlungsnamen und Siedlungsgeschichte des Bergischen Landes. Neustadt an der Aisch 1956.
- Dittmaier, Heinrich: Rheinische Flurnamen (unter Mitarbeit von P. Melchers mit einem Vorwort „Geschichte des Rheinischen Flurnamenarchivs“ von Adolf Bach), Bonn 1963.
- Dittmaier, Heinrich: Der Name „Eifel“, In: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Band VIII, Bonn/Münster 1961, S. 168-175.
- Germund, Manfred: Von „Küülhadsche“ und „Schäntjekriime“. Traditionelle Ortsnecknamen für die Bewohner der Hürther Dörfer als Form symbolischer, emotionaler und sozialer Ordnung. In: Volkskultur an Rhein und Maas 2/02, S. 55-74.
- Gillessen, Leo: Von „Ärepelsbüük“ bis „Wäntbüüjele“. Ergebnisse einer Umfrage über traditionelle Ortsnecknamen. In: Volkskultur an Rhein und Maas 1-2/98, S. 45-56.
- Gysseling, Maurits: Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226). Deel I: A-M, Deel II: N-Z. Tongeren 1960.
- Jungandreas, Wolfgang: Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes. Trier 1962.
- Kleiber, Wolfgang: Die Flurnamen. Voraussetzungen, Methoden und Ergebnisse sprach- und kulturhistorischer Auswertung. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, hrsg. von Werner Besch u.a. Band 2.2, Berlin/New York 1985, S. 2130-2141.
- Leithaeuser, Julius: Bergische Ortsnamen, Elberfeld 1901, Reprint Vaduz 1984.
- Rheinisches Wörterbuch. [...]. Hrsg. von Josef Müller u.a., 9 Bände Bonn/Berlin 1928-71.
- <http://www.ksta.de/region/kotzberg-machte-seinem-namen-ehre,15189102,13636610.html>, abgerufen am 17.4.2015

Mobilität hat Saison: Lebenswelten osteuropäischer Arbeitskräfte

von Judith Schmidt

Arbeit und Mobilität

Das Rheinland zählt zu einem der wichtigsten Spargelanbaugebiete in Deutschland. Spargel ist wie zum Beispiel Rhabarber und Erdbeeren ein Saisonprodukt. Hauptarbeitszeit ist die mehrere Wochen andauernde Erntephase, weshalb zusätzliche Arbeitskräfte, die Saisonarbeitskräfte, angeworben werden. In manchen Landstrichen wächst die Zahl der dort lebenden Menschen während der Spargel- oder Erdbeersaison um das Dreifache.

Mobilität ist in der Arbeitswelt zu einem Schlüsselbegriff geworden. Zusammen mit dem Begriff der Flexibilität zeigt Mobilität das gegenwärtige Bewegungsgebot: „Wer bleibt, verliert“. Im Bereich sogenannter qualifizierter Arbeit gilt das Gebot des „Arbeitskraftunternehmers“¹, des „unternehmerischen Selbst“². Wie sieht dies jedoch im Niedriglohnbereich, im Bereich der Produktion, aus? Dies ist eine der Fragen, denen der Film „Saison | Saison. Leben von der Landwirtschaft“ nachgeht. Mobilität stellt sich hier auf eine ganz andere Weise dar. Es geht weniger darum, die nächste Aufstiegsmöglichkeit zu erlangen und anschlussfähig zu bleiben als darum, Möglichkeiten der Existenzsiche-

rung zu finden. Hierfür spielen die herkömmlichen nationalstaatlichen Grenzen eine untergeordnete Rolle, denn es greift die Arbeitnehmerfreizügigkeit der EU. Dies führt zu einem Perspektivenwechsel, denn das Prinzip der Containernation mit entsprechenden Verpflichtungen nur der autochthonen Bevölkerung gegenüber hat innerhalb der EU weite Teile seiner Geltungsansprüche verloren.

Die in dem Film auftretenden Akteure nutzen die wirtschaftlich unterschiedliche Stärke nationalstaatlicher Zusammenhänge zur eigenen wirtschaftlichen Behauptung. So entwickeln sich Arbeits- und Lebensräume quer zu und jenseits von nationalstaatlichen und kulturellen Grenzen.³

Der Film

Der aktuelle Film des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte begleitet Arbeitskräfte auf einem Biobauernhof in Bornheim bei Bonn während der Spargelsaison 2014. Es wurden qualitative Interviews mit ihnen geführt, die Kamera beobachtete die Akteure bei ihrer Arbeit auf den Feldern, beim Waschen des Gemüses auf dem Hof und in ihrer Freizeit. Ergebnis ist ein Film, der die unterschied-



Kamera- und Forschungsteam der Abteilung Volkskunde bei der Feldforschung im doppelten Sinne; die Protagonisten des Films „Saison | Sezon“ hacken Unkraut auf einem Kürbisfeld in Bornheim.

lichen Ebenen der Arbeit auf dem Bauernhof zeigt: Entlang eines Arbeitstags stellt er zum einen den Arbeitsablauf auf dem Bauernhof dar und zeigt einzelne Arbeitsschritte. Zum anderen erläutert der Film die Anstellung der Arbeitskräfte aus unternehmerischer und historischer Sicht. Dies übernimmt der Arbeitgeber, der Inhaber des Biobauernhofs. Die beiden festangestellten polnischen Arbeitskräfte erzählen ihre Lebensgeschichte: Sie erläutern die Anfänge ihrer Arbeit auf dem Bauernhof, sprechen über vorherige Arbeiten in Polen, und die Motivationen und Gründe

dafür, dass sie eine Arbeit in Deutschland angenommen haben. Gleiches gilt für die beiden temporär angestellten Saisonarbeitskräfte, die aus Rumänien kommen. So zeichnet der Film eine persönliche Sicht der Lebens- und Arbeitsverhältnisse auf einem kleinen Bauernhof nach, in der sich die größeren Zusammenhänge bereits ablesen lassen.

Landwirtschaftlicher Strukturwandel

Landwirtschaftliche Arbeit ist körperliche Arbeit. Seit den 1960er Jahren hat auch im landwirtschaftlichen Bereich ein um-

fassender Strukturwandel stattgefunden. Dieser umfasst vor allem die Bereiche Mechanisierung, neue Anbau- und Produktionsmethoden und Betriebsgrößenkonzentration. So verringerte sich die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe stetig, während die Größe der Betriebe und deren Anbaufläche anwuchs. Durch die Anschaffung von Maschinen zur Arbeitserleichterung verringerte sich der Arbeitskräftebedarf ebenfalls sukzessive. Ausgenommen davon ist der seit den 1980er Jahren entstehende Bereich des ökologischen Landbaus, der z.B. auf chemische Pflanzenschutzmittel verzichtet. Das Unkraut wird hier von Hand gehackt. Auch im Bereich des monokulturellen Anbaus von Spargel und Erdbeeren ist ein höherer Arbeitskräftebedarf zu verzeichnen, da die Ernte ebenfalls nur von Hand zu leisten ist.

Strukturwandel in der Landwirtschaft lässt sich also zusammenfassend mit einem Schrumpfen der Anzahl der Betriebe bei gleichzeitig ansteigenden Anbauflächen beschreiben. Die Investitionen liegen hier eher im Bereich von Maschinen, die Arbeitskräfte ersetzen. Es wird an Arbeitskräften gespart. Ganz vermeiden lässt sich ihre Einstellung jedoch nicht. Dies gilt vor allem für die in der Landwirtschaft saisonal bedingten Arbeitsspitzen.

Arbeit, Entgrenzung und EU

Der Kulturwissenschaftler Burkhard Hergeßell setzt das Normalarbeitsverhältnis in ein globales Verhältnis: „Bezogen auf das fordistische Produktionskonzept und Gesellschaftsarrangement und dem darin vorherrschenden Normalarbeitsverhältnis

sind die Arbeitsmigranten diejenigen, die aus diesem Idealtypus herausfallen. Der heute mit der Debatte um Entgrenzungen zu konstatierende Verlust von Sicherheiten muss mitberücksichtigen, dass es diese Sicherheiten für Arbeitsmigranten weder in den Herkunftsländern noch im Aufnahmeland in den vergangenen 50 Jahren je gab.“⁴

Entgrenzung bekommt somit im Zusammenhang mit Migration und Arbeit eine neue, erweiterte Bedeutung. Zum einen spielt der Verlust des mitteleuropäischen Normalarbeitsverhältnisses hier eine geringere Rolle. Zum anderen handelt es sich um Entgrenzungen auf der geographischen, nationalstaatlichen Ebene, für die die EU-Gesetzgebung eine entscheidende Rolle spielt, denn Arbeitnehmerfreizügigkeit, die Möglichkeit eine Arbeitsstelle innerhalb der EU frei wählen zu können, stellt hier eine Grundfreiheit dar.⁵

Diese Arbeitnehmerfreizügigkeit steht seit Anfang 2014 auch rumänischen und bulgarischen Unionsbürgern komplett zur Verfügung. Seit 2007 sind Rumänien und Bulgarien Mitglieder in der EU. Auch bei ihnen wurden, wie bei der EU-Osterweiterung 2004, Übergangsregelungen zur Eingliederung genutzt. Diese ermöglichten die Beschränkung der Arbeitnehmerfreizügigkeit vor allem aus Angst vor zu hohen sogenannten Arbeitsmigrations“strömen“.

Der Migrationsforscher Norbert Cyrus betont im Zusammenhang mit der Arbeitnehmerfreizügigkeit, dass die Arbeitnehmer Anspruch auf die gleichen Arbeits- und Lohnbedingungen haben wie vergleichbare ortsansässige Arbeitnehmer.

Dies gebietet das Diskriminierungsverbot. Schwierig wird es jedoch in unserem Fall, in dem es keine vergleichbaren deutschen Arbeitnehmer gibt, aus dem Grund, dass die Arbeitsbedingungen nicht attraktiv erscheinen. Er erläutert weiter:

„Da die Beschäftigung von Wanderarbeitern in der Regel für Arbeitgeber und Auftraggeber deutlich kostengünstiger ist, geraten die Lohn- und Arbeitsbedingungen unter Druck. Der Einsatz von Wanderarbeit wird somit faktisch zum Argument und Hebel zur Durchsetzung ungünstigerer, ungeschützter Arbeitsverhältnisse auch für ortsansässige Beschäftigte. Unter diesen Umständen ist es durchaus nachvollziehbar, dass der in direkter Konkurrenz stehende Teil der einheimischen Bevölkerung eine ablehnende bis feindliche Haltung entwickelt und Wanderarbeiter für die Verschlechterung der Beschäftigungsmöglichkeiten und Arbeitsbedingungen verantwortlich macht. Da sie mehr oder weniger sichtbar Jobs vor Ort einnehmen, werden Wanderarbeiter zum Symbol für die Verschlechterung der Arbeitsbedingungen durch Mobilität und Globalisierung.“⁶

Die Volkskundlerin Christine Aka und der Soziologe Jörg Becker beschäftigen sich seit längerem mit dem Themenbereich der temporären Arbeitsmigration und Saisonarbeitskräften. Hier geht es vor allem um Fragen der Vergesellschaftung, Lebenswirklichkeit und -organisation. Jörg Becker vergleicht Saisonarbeitskräfte mit Heinzelmännchen, da diese ebenso nach verrichteter Arbeit wieder verschwinden und während ihrer Arbeit

fast unsichtbar seien.⁷ Dem würden wahrscheinlich Anwohner aus einem großen Erdbeeranbaugebiet bei Oldenburg widersprechen, das Christine Aka erforscht. Sie zeigt auf, inwieweit auch der Ort sich innerhalb der Erdbeerzeit verändert: die Einwohnerzahl einzelner Dörfer steigt von 300-500 Einwohnern auf 1000 oder 1500 Menschen an.⁸

Die Akteure: Motivationen, Lebens- und Arbeitskonzepte

In dem Forschungsprojekt, aus dem der Film entstanden ist, wurde der Fokus ein wenig verschoben: Hier war vor allem das Zusammenspiel unterschiedlicher Motivationen und Lebens- und Arbeitskonzepte von Interesse, die diesen Zustand überhaupt möglich machen. Das Zusammenspiel unterschiedlicher ökonomischer Perspektiven sollte gezeigt werden, die dazu führen, dass dieser Bauernhof als Arbeitsplatz funktioniert und die unterschiedlichen Motivationen, die das gegenwärtige Arbeitssystem aufrecht erhalten. Unterschieden werden muss zwischen zwei Gruppen von Arbeitern: den beiden festangestellten Arbeitern und den beiden Saisonarbeitern.

Gregor Pachucki ist 27 Jahre alt und arbeitet seit er 19 Jahre ist auf dem Bauernhof in Bornheim. Erfahrung hatte er von der freien Arbeitsstelle von seinem Onkel – es gab einen Anruf, ob er Interesse hätte, er fragte nach den Bedingungen und drei Tage später saß er im Bus auf dem Weg nach Deutschland. Seit nun acht Jahren arbeitet er als Erntehelfer auf dem Bauernhof.

Die Besetzung der zweiten festen Stelle wechselt alle zwei, drei Jahre. Ein Arbeiter hatte einen Arbeitsunfall und kann nicht mehr arbeiten, die anderen sagten nach zwei Jahren, die Arbeit sei ihnen zu schwer und gingen zurück nach Polen, suchten dort Arbeit und arbeiten weiter als Saisonarbeitskräfte in Deutschland. Gregor Pachucki bleibt, denn er ist die Arbeit gewöhnt, sagt er. Auch in Polen arbeitete er auf dem Bauernhof, schon seit seinem 13. Lebensjahr. Seine Eltern sind getrennt, sein Vater ging schon nach Deutschland, als Gregor drei Jahre alt war. Seine Mutter war alleinerziehend und das Geld war knapp, deshalb griff ihr Sohn ihr unter die Arme und half bei den Bauern im Dorf aus.

Ein weiterer Grund dafür, dass er bleibt, ist seine Familie. Seine Frau Yvona hat er nach einem halben Jahr in Deutschland kennen gelernt. Sie ist die Schwester eines „Kollegen“ aus dem Freundeskreis, war in Deutschland zur Saisonarbeit und hat über ihren Bruder Gregor kennen gelernt. Und daraus entstand „die große Liebe“, wie Gregor zu sagen pflegt. Yvona blieb in Deutschland bei Gregor. Dies passte auch dem Chef ganz gut, denn er brauchte jemanden, der sich um die pflegebedürftige Mutter kümmerte. Das erste halbe Jahr wohnten sie gemeinsam in der Containerunterkunft, die der Landwirt für seine temporären Arbeitskräfte errichtet hat. Gregor und Yvona heirateten, haben mittlerweile zwei Kinder und wohnen in einer Wohnung in Bornheim.

Martin Mucha ist 31 Jahre alt und arbeitet seit März 2014 auf dem Bauernhof und besetzt gerade die zweite Festanstellung.



*Protagonisten des Films „Saison | Sezon“
beim Sortieren des zuvor geernteten
Spargels.*

lung. Der Chef weiß, dass er auf dem Bau gearbeitet hat, also ruft er Martin, wenn etwas zu reparieren ist. Im Gegensatz zu den anderen, die nur auf dem Feld arbeiten, muss er auch mal Regale anbringen, etwas bemalen oder sich die Pumpe anschauen.

Martin ist zufrieden mit der Arbeit – und auch mit der Bezahlung. Seine jetzige Wohnsituation in der Containerunterkunft sieht er als „Überbrückung“. Er wünscht sich eine Familie: „Endlich diese Ehefrau, vielleicht Kinder“. Und eine eigene Wohnung, wie Gregor. Er möchte in Deutschland bleiben, denn ein Großteil seiner Fa-

milie ist auch in Deutschland: Eine Schwester lebt in Berlin, die andere in Bremen, genauso wie ein Bruder. Die Mutter wohnt gerade in Essen. Somit ist er in Bornheim immer noch näher bei ihnen als in Polen.

Die beiden Saisonarbeiter Alexandru Hopenciu und Florin Tatar sind Anfang 20 und arbeiten seit mehreren Jahren als Saisonarbeiter in Deutschland. Beiden ist das Arbeiten in Deutschland aus dem Umfeld bekannt: Alex' Mutter arbeitet zum Befragungszeitpunkt gerade in der Nähe von Frankfurt, ein Bruder und eine Schwester arbeiten ebenfalls in Deutschland, aber er weiß nicht, wo. Nach der Spargelsaison gehen sie für 2 Monate zurück nach Rumänien, dann kommen sie wieder. Wohin, wissen sie noch nicht, nur, dass schon etwas geregelt ist.

Bei den Saisonarbeitskräften findet eine strikte Trennung von Arbeit und Leben statt, bei der die Grenze nicht zwischen Arbeitszeit und Freizeit gezogen wird, sondern zwischen dem Land, in dem die Arbeit stattfindet und dem Heimatland, in dem Zeit für die Familie und Rekreation ist.

Wird im Sinne des „neuen Kapitalismus“ stets von Entgrenzung der Arbeit gesprochen, von der Aufweichung der Trennlinie zwischen Arbeitszeit und Freizeit sowie von Erwerbstätigen als „Arbeitskraftunternehmer“⁹ (Pongartz/Voß), als „unternehmerischem Selbst“¹⁰ (Bröckling), so zeigen die saisonalen Arbeiter auf dem Bauernhof ein anderes Bild der Arbeitsorganisation. Denn es kann hier von einer ganz klaren Grenzziehung gesprochen werden.

Das „Arbeitsland“ wird hier zu einem abstrakten Ort der Arbeit, bei dem der genaue Standort keine wichtige Rolle spielt. Der Arbeits-Ort wird für die Arbeiter zum Nicht-Ort. Diese beschreibt Marc Augé als Orte, die durch die Übermoderne entstanden sind, die als „Knotenpunkte“ der Mobilität beschrieben werden können. Augé sieht diese Orte als Transiträume, die im Gegensatz zu anthropologischen Orten keine Geschichte oder Identität aufweisen.¹¹ Ähnliches gilt für die Arbeitsplätze der Saisonarbeiter: Sie sind austauschbar, werden hingenommen, solange die einzig wichtige Eigenschaft des Ortes stimmt: Das Geld verdienen. Die wenige Freizeit verbringen die beiden mit dem Kontakt zu Freunden und Familie und mit Schlafen, Ausruhen. Die Hauptsache ist, dass sie nicht krank werden und weiter arbeiten können. Wenn die Arbeit nicht ganz so hart ist, ist's auch gut.

Im Gegensatz zu den beiden Saisonarbeitskräften haben Gregor und Martin sich für ein Leben in Deutschland entschieden, haben also begonnen, den Nicht-Ort für sich zu einem Ort zu machen, den sie mit Geschichte, Emotionen und Leben besetzen. Beide haben diese Entscheidung recht schnell getroffen, saßen innerhalb weniger Tage nach dem Anruf mit dem Jobangebot im Bus nach Deutschland. Es gab kein langes Abwägen, keine Besprechung mit der Familie – die ist ja weitestgehend ebenfalls in Deutschland beschäftigt. Martin beschreibt seinen Arbeitsplatzwechsel sogar als „spontane Aktion“. Martin hatte in Polen gerade keine Arbeit, Gregor kündigte seine Arbeit: beide sahen



*Protagonisten des Films „Saison | Sezon“
beim Ernten von Radieschen auf einem Feld
in Bornheim.*

in dem Aufbruch nach Deutschland eine wirtschaftliche Chance.

Für die beiden festangestellten Arbeiter geht es darum, in Deutschland einen Platz zu finden, um das von Asta Vonderau beschriebene „place making“¹². Dies scheint für beide über die Familie zu funktionieren. Martin wünscht sich ein Zuhause, eine Ehefrau, vielleicht Familie. Gregor erzählt, dass er mal darüber nachgedacht hat, nach Polen zurückzukehren. Aber seine Töchter sind in Deutschland geboren, deswegen möchte er jetzt in Deutschland bleiben.

Trotz hoher Arbeitszeiten reicht die körperlich anstrengende Feldarbeit nicht aus, um Gregors Familie zu ernähren. Der

Landwirt kann sich nicht daran erinnern, einmal deutsche Arbeitskräfte beschäftigt zu haben, was durch Gregors Ausführungen über die Lohnbedingungen plausibel wird.

Geringe Arbeitschancen in den osteuropäischen Heimatländern ermöglichen den wirtschaftlichen Erfolg des Biobauern. Mit relativ geringem organisatorischem Aufwand erhält er Arbeitskräfte, auch wenn diese sich vielleicht nach kurzer Zeit wieder für die Aufnahme einer anderen Arbeit entscheiden.

Zusammenfassung

Aufgrund mangelnder Erwerbsmöglichkeiten im Heimatland entsteht für die

Saisonarbeiter die Aufteilung Arbeitsland-Heimatland. Diese Art der Erwerbsarbeit funktioniert durch ein internationales Wohlstandsgefälle. Die Lebenshaltungskosten in Rumänien sind niedriger als in Deutschland, somit kommt die Überlegung, sowohl in Deutschland zu leben als auch zu arbeiten nicht ohne weiteres in Frage. Auch für die festangestellten Arbeiter ist die Verlagerung des Lebensmittelpunkts begründet mit schlechteren Lebens- und Arbeitsbedingungen im Herkunftsland. Die dauerhafte Verlagerung des Lebensmittelpunkts kann als ein schleichender Entscheidungsprozess gesehen werden, der an unterschiedliche Faktoren wie bessere Lebensbedingungen oder Familiengründung gekoppelt ist.

Die Ausführungen des Landwirts zeigen die allgegenwärtige Verfügbarkeit von Arbeitskräften. Um die Einstellung von Arbeitskräften muss er sich keine Gedanken machen, das übernimmt der Arbeitsvermittler oder das Netzwerk der festangestellten polnischen Arbeiter, die in Polen „Nachschub“ besorgen.

Der landwirtschaftliche Strukturwandel bewirkte eine Umstrukturierung der landwirtschaftlichen Betriebe: Die Anbauflächen steigen an, während die Kosten für Arbeitskräfte so gering wie möglich gehalten werden. Der Arbeitsbereich der Landwirtschaft ist körperlich anstrengend und zeitintensiv, was ihn durch geringe Entlohnung zu einem eher unattraktiven

Arbeitsplatz macht. Hier unterstützt das internationale Wohlstandsgefälle: Schlechtere Arbeitsbedingungen im Heimatland bewirken Arbeitsmigration beziehungsweise Wanderarbeit in ein Land mit relativ gesehen besseren Lohnbedingungen. Für alle Arbeiter auf dem Hof gehört die Verlagerung des Wohnortes zugunsten einer Arbeit – zeitweise oder längerfristig – zum Lebensalltag. Dies jedoch auch nicht um jeden Preis. Selbst Gregor, der acht Jahre auf dem Bauernhof gearbeitet hat, ist auf der Suche nach einem anderen Arbeitsplatz, weil sein Rücken nicht mehr mitspielt. Alex' Entscheidung, Saisonarbeitsverhältnisse nur noch für die Dauer von drei Monaten aufzunehmen, zeigt ebenfalls eine Aushandlung von Arbeitszeit gegenüber Rekreationszeit und Zeit für die Familie. So geht es bei den Arbeitskräften auf dem Biobauernhof stets auch um die Aushandlung zwischen im Vergleich zum Heimatland wirtschaftlichen Vorteilen und privater Zufriedenstellung.

Es scheint gerade in der Landwirtschaft die Wirtschaftlichkeit der Betriebe nur durch Arbeitskräfte aus dem wirtschaftlich schlechter gestellten Ausland aufrecht erhalten zu werden. Die Betriebe funktionieren auf den Schultern von Arbeitskräften aus dem Niedriglohnsektor. Somit funktioniert wirtschaftlicher Wohlstand nur durch relative Armut und somit durch internationale Arbeitsteilung.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Pongartz/Voß: Arbeitskraftunternehmer: Erwerbsorientierung in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin 2003.
- 2 Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M. 2007.
- 3 Vgl.: Beck, Ulrich/Heinlein, Michael/Neumer, Judith (2010): Die Kosmopolitisierung der Arbeit: Vom methodologischen Nationalismus zum kosmopolitischen Blick. In: Irene Götz/Barbara Lemberger/Katrin Lehnert/Sanna Schondelmayer (Hg.): Mobilität und Mobilisierung: Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. Frankfurt/New York, S. 139-149, hier: S. 146.
- 4 Hergesell, Burkhard: Migranten – Grenzgänger – Entgrenzte. In: Herlyn, Gerrit, Johannes Müske, Klaus Schönberger, Ove Sutter (Hrsg.): Arbeit und Nicht-Arbeit: Entgrenzungen und Begrenzungen von Lebensbereichen und Praxen. München 2009, S. 215-233, hier S. 220-221.
- 5 Beck, Heinlein, Neumer: Die Kosmopolitisierung der Arbeit: Vom methodologischen Nationalismus zum kosmopolitischen Blick. In: Götz, Irene (Hrsg.): Mobilität und Mobilisierung: Arbeit im sozioökonomischen, politischen und kulturellen Wandel. Frankfurt a.M. 2010, S. 139-151, hier S. 146.
- 6 Cyrus, Norbert: Wanderarbeit – zur Entwicklung einer mobilen Solidarität. In: Rügemer, Werner (Hrsg.): ArbeitsUnrecht. Anklagen und Alternativen. Münster 2009, S. 197-216, hier: S. 201-202.
- 7 Vgl. Becker, Jörg: Erdbeerpflücker, Spargelstecher, Erntehelfer. Polnische Saisonarbeiter in Deutschland – temporäre Arbeitsmigration im neuen Europa. Bielefeld 2010. S. 12.
- 8 Vgl. Aka, Christine: Sonderkulturen. Polnische Saisonarbeiter zwischen Container und Erdbeerfeld. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 25, 2007, S. 157-182, hier: S. 164.
- 9 Pongartz/Voß: Arbeitskraftunternehmer: Erwerbsorientierung in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin 2003.
- 10 Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M. 2007.
- 11 Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte: Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt a.M. 1994.
- 12 Vonderau, Asta: Geographie sozialer Beziehungen. Ortserfahrungen in der mobilen Welt. Berlin 2003, S. 25.

Elemente der Bergbausprache im Wortschatz Jugendlicher

Untersuchungsergebnisse aus Unna und Düsseldorf

von Meike Glawe

Einleitung

Die Region zwischen Rhein und Ruhr ist wie kaum ein anderes Gebiet in Deutschland seit Ende des 19. Jahrhunderts einem starken Wandel unterlegen. Nicht nur das explosionsartige Wachstum, die wirtschaftliche Umstrukturierung und die neuen kulturellen Einflüsse bestimmen das Ruhrgebiet zur Zeiten der Industrialisierung, sondern es kommt auch zu einem sprachlichen Wandel in der Region. Vor dem Einsetzen der Industrialisierung bestimmen das Westfälische und das Niederrheinische die gesprochene Sprache. Industrialisierung und Neustrukturierung der Bevölkerungsverhältnisse setzen einen Prozess in Gang, der bis dahin neu für die deutsche Sprachlandschaft ist. Die Dialekte verlieren für die Sprecher auch im Nahbereich (Familie, Freundes- und Bekanntenkreis) immer mehr an Bedeutung. Zugleich kommt es zum stärkeren Gebrauch des Standarddeutschen und zur Übernahme fächerspezifische Ausdrücke aus der Bergmannssprache. Auch heute noch findet man vereinzelt Begriffe aus der Bergmannssprache, wie beispielsweise *Revier*, *Pütt* oder *Stollen*. Überwiegend werden diese von der älteren und mittlere-

ren Generation verwendet. Aber wie sieht es mit der jungen Generation aus? Verwenden auch Jugendliche immer noch Ausdrücke wie *Schicht im Schacht* oder *Kumpel*? Und wenn ja, haben diese Ausdrücke immer noch die gleiche Bedeutung oder ist es zu einem Bedeutungswandel einiger Wörter gekommen?

Um dies herauszufinden, wurden 2008 Jugendliche aus Unna und Düsseldorf zum Gebrauch fächerspezifischer Bergbautermini befragt. Intention dieser Untersuchung war es, Tendenzen über das Vorhandensein von Begriffen dieser traditionellen Fachsprache und deren Verwendung bei jungen Sprechern aufzeigen zu können. Weiterhin sollte diese Befragung Aufschluss darüber liefern, welchen Einfluss die Bergmannssprache auf die gesprochene Standardsprache der Jugendlichen hat, ob die Jugendlichen diese Ausdrücke verwenden und ob diese Ausdrücke immer noch ihre eigentliche Bedeutung haben oder einem Bedeutungswandel unterworfen wurden.

Entstehung des Ruhrgebiets

Der Abbau von Steinkohle zwischen Rhein und Ruhr hat eine lange Tradition. Einer

der ältesten urkundlichen Belege reicht nach Wilfried Dege bis ins 13. Jahrhundert zurück, wobei der Abbau nur der eigenen Versorgung galt (vgl. Wiehl 1963, S. 20). Nach dem Dreißigjährigen Krieg erlebte der Kohlebergbau durch die Verdrängung der Holzkohle als alternative Energiequelle einen Aufschwung.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts wird als Geburtsstunde des modernen Bergbaus gesehen (vgl. Elmer 1993, S. 21). Durch die technische Weiterentwicklung und den schnelleren Abbau von Kohlen kam es zur Verschiebung des Abbaubereichs bis zur Emscher. Nach 1900 erweiterte sich wie schon in den 1850er Jahren das Abbaubereich erneut. Man begann links des Niederrheins und insbesondere zwischen Hamm und Unna und über Hamm hinaus mit der Kohleförderung (vgl. Dege 1980, S. 40; Wiehl 1963, S. 21). Nach dem Ersten Weltkrieg wurden zahlreiche Zechen infolge der schwachen wirtschaftlichen Lage stillgelegt oder zusammengeschlossen. Erst ab 1933 stieg die Kohleförderung wieder.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zur letzten arealen Erweiterung des Ruhrgebiets: Neue Schachtanlagen entstanden links des Niederrheins und nördlich der Lippe, wodurch es aber keinesfalls zur Verlagerung der Hauptzone kam. In der Mitte des 20. Jahrhunderts ging der Kohleabbau wieder zurück. Dies war im Wesentlichen auf die strukturellen Veränderungen der alternativen Energieträger zurückzuführen.

Durch die wachsende Verstädterung, den Wandel der sozio-ökonomischen und

technischen Bedingungen am Arbeitsplatz, den aufkommenden Verwaltungsapparat in den Städten und Gemeinden und durch die enorme Zuwanderung der unterschiedlichsten ethnischen Gruppierungen kam es auch in der Sprache zu Veränderungen (vgl. Thies 1982, S. 113).

Sprachveränderung durch Fachsprachen in Verbindung mit regionalen Gegebenheiten

Das Aufkommen von fächerspezifischen Termini ging im gesamten deutschen Sprachgebiet mit der strukturellen Veränderung der Gesellschaft ab dem 14. Jahrhundert einher. Grund war eine Spezialisierung des Einzelnen für einen bestimmten Arbeitsbereich. Dieser strukturelle Wandel war zwar auf wenige Arbeitsbereiche beschränkt, wirkte sich aber auf die gesellschaftlichen Strukturen aus. Als älteste fächerspezifische Sprachen lassen sich die der Bauern und Fischer aufzeigen. Diese findet man auf regionaler und dialektaler Ebene in teilweise unveränderter Form bis heute noch (vgl. Fluck 1996, 27).

Ebenso wie die Bauern- und Fischer-sprache gehört die Bergbausprache zu den ältesten Fachsprachen in Deutschland. Die Anfänge der Bergbausprache liegen im mitteldeutschen Sprachraum, wo seit dem 12. Jahrhundert Erz abgebaut wurde. Auch in der Region zwischen Rhein und Ruhr kam es im 18. und 19. Jahrhundert durch die Industrialisierung zur Auflösung der bis dahin weitgehend einheitlichen Arbeitswelt und bestehenden sprachlichen Verhältnisse und es

begann eine Spezialisierung der Sprache (Fluck 1996, S. 31). „Neben einer ‚offiziellen Bergmannssprache‘ existierte eine zweite ‚inoffizielle‘ – keine eigentliche Fachsprache, sondern eine um ein paar berufsbezogene Ausdrücke bereicherte Umgangssprache: das niederdeutsche Sauerländer Platt“ (Treese 1995, S. 79). Dazu gehören nach Roland Treese Ausdrücke wie *Pütt*, *Grube* oder aber auch *Kumpel*. Auch kam es ab 1614 zur Übernahme fächerspezifischer Begriffe des Bergbaus aus dem mitteldeutschen Raum.¹ Das bis zu diesem Zeitpunkt ausschließlich verwendete Plattdeutsch vermischte sich mit den fächerspezifischen Termini der Bergbausprache.²

Aber welchen Einfluss haben diese fächerspezifischen Termini auf den heutigen Sprachgebrauch der Sprecher zwischen Rhein und Ruhr und welche Begriffe finden auch heute noch Verwendung? Treese misst der regionalen Gebundenheit der Bergbausprache zwischen Rhein und Ruhr eher eine geringfügige Bedeutung bei (vgl. Treese 1995, S. 80). Anders sieht dies Elisabeth Fekeler-Lepszy, die davon ausgeht, dass Begriffe, die aus dem Bergbau stammen, einen immensen Einfluss auf die Sprache gehabt haben und deswegen auch zahlreich in die gesprochene Sprache übernommen wurden. Als markantes Beispiel führt sie das Wort *Kumpel* an, welches wahrscheinlich erst im 19. Jahrhundert aus der Bergbausprache in die gesprochene Sprache übergang (vgl. Fekeler-Lepszy 1983, S. 71). Nach Heinz H. Menge ist der Ausdruck *Kumpel* wortgeschichtlich mit dem Begriff

Kumpán verwandt. Auch im Harz findet man im Bereich des Bergbaus eine ähnliche, dialektal gefärbte Bezeichnung für den Arbeitskollegen (*Kumpe*). Warum im Ruhrgebiet plötzlich die neue Form *Kumpel* mit der Betonung auf der ersten Silbe und dem auslautendem Konsonanten // entstanden ist, bleibt allerdings fraglich (vgl. Menge 1982, S. 155f.). Das Wort *Kumpel* hat nach Fekeler-Lepszy mittlerweile einen Bedeutungswandel vollzogen (vgl. Fekeler-Lepszy 1983, S. 71). Es wird einerseits (immer noch) dazu verwendet, den Arbeitskollegen zu bezeichnen, andererseits bezeichnet es den Freund. Ebenso verhält es sich mit dem Ausdruck *Schicht*. Ursprünglich wurde mit dem Begriff die turnusmäßige Arbeitszeit in Morgen-, Mittag- und Nachtschicht bezeichnet (vgl. Cramm/Huske 2002, S. 85). Auch heute noch steht der Ausdruck *Schicht* für die Bezeichnung der allgemeinen Arbeitszeit. Allerdings kommt der Begriff auch in der feststehenden Verwendung *Schicht im Schacht* vor, mit dem das Ende einer lästigen Arbeit oder der Aufruf, zu Bett zu gehen, gemeint ist (vgl. Fekeler-Lepszy 1983, S. 72).

Auch Anne Kißenbeck geht davon aus, dass sich gewisse Begriffe, die im Bergbau verwendet wurden, in den regionalen Varietäten widerspiegeln. Für die Region zwischen Rhein und Ruhr bedeutet dies, „daß nicht nur einzelne Termini in das Sprachwissen der Bewohner übergegangen sind, sondern dieses sprachliche Wissen gleichsam durch seine Rückbindung an einen zusammenhängenden Realitätsausschnitt, also kontextualisiert“ (Kißenbeck

1997, S. 46], in der Sprache verinnerlicht wurde.

Welchen Einfluss hat die Bergbausprache heute noch auf die Sprecher zwischen Rhein und Ruhr?

Um zu eruieren, ob Begriffe, festgefügte Ausdrücke oder Phraseologismen, die aus der Bergbausprache stammen, auch heute noch verwendet werden und ob diese immer noch die gleiche Bedeutung haben oder ob es zu einem Bedeutungswandel gekommen ist, wurden Befragungen in Unna und Düsseldorf durchgeführt.

Untersuchungsaufbau

Die 2008 durchgeführte Untersuchung bestand aus drei Teilen. Dabei handelte es sich einmal um eine Wortliste, die insgesamt 35 fächerspezifische Begriffe des Bergbaus aufwies.³ Als erstes sollten die Schülerinnen und Schüler ankreuzen, ob ihnen der Begriff bekannt war und was sie darunter verstanden. Danach sollten sie sagen, welche Bedeutung der Begriff in der Bergbausprache hat. Im dritten Aufgabenteil⁴ wurden zunächst das Alter sowie das Geschlecht der Jugendlichen erhoben. Des Weiteren war für die Untersuchung von Interesse, woher die Schüler und Schülerinnen gebürtig stammten. Dies schien deswegen interessant, weil sich in der Wörterliste auch Begriffe fanden, die ursprünglich aus anderen Sprachen stammen. Dadurch konnte den betroffenen Jugendlichen eine Herleitung aus ihrer Muttersprache möglich sein.

Danach wurden spezifische Fragen zur Beziehung der Jugendlichen mit dem Bergbau gestellt. Denn primäres Ziel war

es festzustellen, ob und wie die Probanden mit bergbauspezifischen Begriffen in Berührung gekommen sind. Zum einen wurde nach dem Beruf der Väter bzw. Großväter⁵ gefragt, da es einen Unterschied macht, in welchem Bereich die Väter bzw. Großväter im Bergbau tätig waren: Waren die Väter bzw. Großväter beispielsweise als Bauingenieure im Bergbau tätig, verfügten sie neben der fachlichen Umgangssprache auch über spezielle Fachausdrücke des Tiefs- und Maschinenbaus (vgl. Elmer 1993, S. 162). Zum anderen sollten die Jugendlichen die Frage beantworten, ob sie sich mit ihren Vätern bzw. Großvätern über die Arbeit im Bergbau unterhalten haben. Außerdem schien es angebracht danach zu fragen, ob die Schülerinnen und Schüler schon einmal eine Schachtanlage oder das Bergbau-Museum in Bochum besucht haben. Die Frage erschien insofern sinnvoll, da sie dadurch einen Einblick in den Bergbaualltag bekommen und somit auch fächerspezifische Begriffe sowie festgefügte Ausdrücke kennengelernt haben könnten.

Auswertung der Untersuchung

In der Auswertung wird auf die Probandenbefragung, die mittels standardisiertem Fragebogen in den Städten Unna und Düsseldorf durchgeführt wurde, eingegangen. Nach der Vorstellung der personenbezogenen Ergebnisse wird im weiteren Verlauf auf die gefragten Termini eingegangen. Dabei muss an dieser Stelle auf eine detaillierte Auswertung der einzelnen Begriffe aufgrund der Größe der untersuchten Gruppe verzichtet

werden. Vielmehr soll ein Überblick über den Gebrauch der Bergbautermini gegeben werden. Dabei wird ein Vergleich der Ergebnisse der beiden Untersuchungsgruppen im Vordergrund stehen.

Personenbezogene Ergebnisse

Bei der untersuchten Gruppe handelt es sich um Schülerinnen und Schüler der 12. Jahrgangsstufe. Die befragten Personen waren zwischen 17 und 20 Jahre alt. In Unna wurden insgesamt 37 Jugendliche eines Gymnasiums befragt. 17 der insgesamt 37 Befragten hatten Väter bzw. Großväter, die auf der Zeche tätig waren.⁶ Bei den anderen 20 Jugendlichen waren keine Familienmitglieder im Bergbau tätig. Die Untersuchungsgruppe in Düsseldorf bestand aus 20 Schülern und Schülerinnen einer Gesamtschule. Keiner der Jugendlichen besaß ein Eltern- bzw. Großelternteil, welches im Bergbau tätig war. Deswegen soll in der Auswertung der Frage nachgegangen werden, ob es einen Unterschied im Sprachverhalten zwischen den aus Bergarbeiterfamilien stammenden Jugendlichen und den Jugendlichen, die keinen Bergbauhintergrund haben, gibt. Auch die Frage nach dem Besuch eines Bergbaumuseums oder eines Bergwerks diente dem Sprachwissen: Kennen Jugendliche mehr Bergbaubegriffe, wenn sie ein Bergwerk oder ein Bergbaumuseum besucht haben? Insgesamt hatten in Unna 24 Probanden schon einmal ein Bergwerk bzw. Bergbaumuseum besucht. Dieser recht hohe Anteil lässt sich natürlich mit der Nähe zum Bergbau erklären. In Düsseldorf waren dagegen nur insge-

samt sieben Befragte schon einmal in einem Bergwerk bzw. Bergbaumuseum.

Ergebnisse des Fragebogens

Im ersten Teil wurden die Jugendlichen nach fächerspezifischen Termini aus der Bergbausprache gefragt, wobei sie sagen sollten, was sie unter dem Begriff verstehen. Es wurde erwartet, dass mehr Jugendliche aus Unna solche Termini kennen als junge Leute aus Düsseldorf, da der Bergbau dort weniger eine Rolle spielt. Bei beiden Gruppen wurde allerdings davon ausgegangen, dass die Ausdrücke sich einem Bedeutungswandel unterzogen haben.

Die meisten der abgefragten Wörter waren den Jugendlichen aus Unna ein Begriff. Nur einige Ausdrücke, wie beispielsweise *abteufen*, *buttern*, *Henkelmann*, *Kaue*, *Pütt*, *Teckel* waren wenig bekannt und wurden nicht mehr verwendet. Auch zeigt sich bei den Antworten, dass kein Unterschied zwischen Jugendlichen mit Bergbauhintergrund (B) und denen ohne Bergbauhintergrund (KB) besteht. Auch den Jugendlichen aus Düsseldorf waren die meisten bergbauspezifischen Ausdrücke und Sprichwörter bekannt. Und auch hier waren die Begriffe *buttern*, *Kaue* oder *abteufen* kaum bekannt, sie wurden auch nicht verwendet.

Im Folgenden sollen einige Begriffe näher beschrieben werden, die besonders auffallend sind. Außerdem soll gezeigt werden, bei welchen Begriffen es zu unterschiedlichen Antworten in den beiden Erhebungsorten kam. Dass es zu Abweichungen kommen kann, ist nicht ver-

	Unna 17	Unna 20	Düsseldorf 20
<i>Glück auf</i>	15	15	3
<i>Kaue</i> Waschraum	1	0	0
<i>Kaue</i> Ecke	1	0	0
<i>Kumpel</i> Freund	10	20	16
<i>Kumpel</i> Kollege	5	6	6
<i>SiS</i> Arbeitsende	3	1	3
<i>SiS</i> vorbei	12	16	6
<i>Pütt</i>	5	1	0
<i>unter Tage</i>	15	19	7

SiS: Schicht im Schacht.

wunderlich, denn die Bergbausprache ist zwar eine Fachsprache, hat sich jedoch aus den traditionellen Dialekten entwickelt (vgl. Elmer 1993, S. 171). Da die beiden Erhebungsorte von unterschiedlichen traditionellen Dialekten – Unna liegt im südwestfälischen Sprachraum und Düsseldorf gehört zum Niederrheinischen – geprägt sind, kann es auch hier zu Abweichungen in den Begrifflichkeiten kommen.

Mit dem Begriff *Kumpel*⁷ wurde der Arbeitskollege im Bergbau bezeichnet. Heute versteht man darunter einen guten Freund. Jedoch ist dieser Bedeutungswandel eher gering. Als weiteres Beispiel sei der festgefügte Ausdruck *Schicht im Schacht* (bzw. der Terminus *Schicht*) zu nennen. Besonders die Jugendlichen aus Unna verstanden diesen Ausdruck als Phraseologismus. Auch war ihnen bekannt, dass dieser Ausdruck aus der Bergbausprache herrührt. Im Gegensatz dazu verbanden die Jugendlichen aus Düsseldorf zwar auch ein Sprichwort mit diesem Begriff, allerdings war niemandem die Verbindung zur Bergbausprache bekannt. Als letztes Beispiel sei an die-

ser Stelle der Zuruf *Glück auf!* erwähnt. Nach Röhrich hat dieser Gruß eine lange Tradition. Seit Ende des 15. Jahrhunderts wird dieser Ausdruck als Begegnungs- und Abschiedsgruß verwendet. In die Bergbausprache findet der Gruß *Glück auf!* nach Elmer erst im 17. Jahrhundert Einzug. 1684 wird der Gruß erstmals in Dokumenten des sächsischen Erzbergbaus erwähnt. Erst später findet der Ausdruck auch zwischen Rhein und Ruhr Verwendung und wurde dazu benutzt, um den Bergarbeitern eine gute Fahrt aus der Grube zu wünschen (vgl. Elmer 1993, S. 164). Die Befragten aus Unna kannten im Gegensatz zu den Jugendlichen aus Düsseldorf fast alle die Bedeutung des Phraseologismus, und ihnen war auch die Herkunft bekannt.

Zusammenfassung

Es hat sich gezeigt, dass auch heute noch spezifische Fachtermini der Bergbausprache von Jugendlichen verwendet werden. Dabei macht es nur bei einigen Begriffen einen Unterschied, ob die Jugendlichen aus einer Bergarbeiterfamilie stammen

oder nicht. Die ursprüngliche Bedeutung der Termini *Flöz*, *Kaue* wie auch *Halde* ist vor allem den Jugendlichen bekannt, bei denen ein Familienmitglied im Bergbau tätig war. Des Weiteren zeigt die Untersuchung, dass das Sprachverhalten der Untersuchungsgruppe trotz des Wegfalls des Kohlebergbaus und der damit verbundenen wirtschaftlichen Umstrukturierung des Randgebiets immer noch von den zahlreichen festgefügtten Ausdrücken und Phraseologismen, die aus der Bergbausprache stammen, geprägt ist und inwieweit solche Ausdrücke und Wendungen der Bergbausprache verwendet werden. Auch heute noch gebrauchen Jugendliche zwischen Rhein und Ruhr festgefügte Ausdrücke wie beispielsweise *die Luft ist rein*.

Es wurde festgestellt, dass neben der eigentlichen Bedeutung der Begriffe

noch der Aspekt bekannt ist, dass diese Phraseologismen aus der Bergbausprache stammen. Andere fächerspezifische Termini, wie beispielsweise der Terminus *Kumpel*, haben ihre ursprüngliche Bedeutung kaum verloren. Wieder andere Termini sind gänzlich aus der Sprachkompetenz verschwunden. Zudem ist es erstaunlich, welchen Einfluss der Besuch eines Bergbaumuseums oder einer Schachanlage auf das Sprachverhalten der Jugendlichen haben kann. Insbesondere der Besuch des Bergbaumuseums in Bochum hat einen großen Einfluss auf die Untersuchungsgruppe. Alle Jugendlichen, die das Bergbaumuseum besucht haben, haben bei der Bestimmung der fächerspezifischen Termini besser abgeschnitten als die übrigen Jugendlichen.

Literaturverzeichnis

- Cramm, Tilo und Huske, Joachim (2002): Bergmannssprache im Ruhrrevier. 5., überarbeitete und neu gestaltete Auflage. Werne.
- Dege, Wilfried (1980): Das Ruhrgebiet. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Kiel.
- Elmer, Wilhelm (Hrsg.) (1993): Sozialgeschichte, technische Entwicklung und Sprache im Ruhrgebiet. Essen.
- Fekeler-Lepszy, Elisabeth (1983): Gesprochene Sprache im Ruhrgebiet. Gelsenkirchen.
- Fluck, Hans-Rüdiger (1996): Fachsprachen. Einführung und Bibliographie. 5., überarbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen.
- Glück, Helmut und Sauer, Wolfgang W. (1997): Gegenwartsdeutsch. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar.
- Huske, Joachim (1987): Die Steinkohlezechen im Ruhrrevier. Daten und Fakten von den Anfängen bis 1986. Bochum.
- Kißenbeck, Anne (1997): Fachsprache und Regionalisierung. Empirische Untersuchungen zum Wortschatz des Bergbaus. Frankfurt am Main.
- Löffler, Heinrich (2005): Germanistische Soziolinguistik. 3., überarbeitete Auflage. Berlin.
- Menge, Heinz H. (1982): Regionalsprache Ruhr: Grammatische Variation ist niederdeutsches Substrat. Eine forschungsleitende Hypothese. In: Mihm, Arend (Hrsg.): Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Wiesbaden, S. 194–200.

Röhrich, Lutz (1973): Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. Band 1 und 2. Freiburg im Breisgau u.a.

Sprick, Claus (2007): Hömma! Sprache im Ruhrgebiet. 10. Auflage. Straelen.

Thies, Udo (1982): Die gesprochene Sprache im Ruhrgebiet – Eine ‚Monovarietät‘? Korpus- und Analysebeschreibung des Bochumer Projekts. In: Mihm, Arend (Hrsg.): Sprache an Rhein und Ruhr. Dialektologische und soziolinguistische Studien zur sprachlichen Situation im Rhein-Ruhr-Gebiet und ihrer Geschichte. Wiesbaden, S. 107–148.

Treese, Roland (1995): Bergmännische Fachsprache – zu ihrer Entstehung und ihrem Weiterleben. In: Ehlich, Konrad/Elmer Wilhelm/Noltenius, Rainer (Hrsg.): Sprache und Literatur an der Ruhr. Essen, S. 77–83.

von Hahn, Walther (1980): Fachsprachen, in: Althaus, Hans Peter et al. (Hrsg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Tübingen, S. 390–395.

Wiel, Paul (1963): Das Ruhrgebiet in der Vergangenheit und Gegenwart. Essen.

Anmerkungen

- 1 Fremdsprachige Einflüsse sind in der Bergbausprache eher gering, vgl. Treese 1995.
- 2 Nach Treese hatten die anderen Dialekte der zugewanderten Arbeiter aus dem ostwestfälischen oder aus dem Kölner Raum zu dieser Zeit keine Auswirkung auf die gesprochene Sprache zwischen Rhein und Ruhr und sind deswegen eher unbedeutend, vgl. Treese 1995, S. 80.
- 3 Bei den Termini wurde auf spezielle Fachbegriffe, die in der Bergbausprache zahlreich zu finden sind, verzichtet, denn der Fragebogen ist für Laien konzipiert worden. Die Wortliste wurde mithilfe verschiedener Quellen zusammengestellt.
- 4 Bei den personenbezogenen Daten und den damit verbundenen Fragen wurde sich an der Arbeit von Anne Kißenbeck orientiert, vgl. Kißenbeck 1997, S. 117f.
- 5 In dem Fragebogen wurden die Jugendlichen

nur nach dem Beruf des männlichen Elternteils befragt, da im Bergbau vor allem (insbesondere unter Tage) Männer tätig waren. Frauen fand man gegebenenfalls in der Verwaltung. Sie sind aber keinem direkten Einfluss der bergbauspezifischen Fachtermini ausgesetzt gewesen.

- 6 Dabei bewegte sich das Berufsspektrum von Ingenieuren bis zu einfachen Arbeitern unter Tage. Diese Gruppe setzte sich aus zwei männlichen und 15 weiblichen Probanden zusammen. Bei dem größten Teil der befragten Probanden waren jedoch nur noch die Großväter im Bergbau tätig gewesen, was der strukturellen Entwicklung im Ruhrgebiet geschuldet ist.
- 7 Vgl. dazu auch Cramm/Huske 2002, S. 26 sowie S. 55; Fekeler-Lepszy 1983, S. 71.

Von Gutenberg bis Luther

von Georg Cornelissen

Bei diesem Beitrag handelt es sich um den Abdruck des Kapitels 5 aus der Neuerscheinung „Kleine Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen“; siehe auch die Buchvorstellung auf S. 81.

Zwei Revolutionen veränderten den Lauf der Sprachgeschichte: Die Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern im 15. Jahrhundert und die Entstehung und Verbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache im 16., an der Martin Luther einen besonderen Anteil hatte.

Bis zur Erfindung des Buchdrucks mussten Texte, die vervielfältigt werden sollten, von Hand abgeschrieben werden. Damit waren ihrer Verbreitung bereits Grenzen gesetzt, denn das Kopieren war teuer. Texte aus Münster, Soest, Kleve oder Köln ließen sich auch aus sprachlichen Gründen nicht beliebig weit streuen: Ihr potenzieller Verbreitungsradius richtete sich nach der Verstehbarkeit der verwendeten Sprache (es sei denn, man benutzte das Lateinische). Im Spätmittelalter hatten sich überall Schreibsprachen entwickelt, die auf den gesprochenen Dialekten aufbauten, westfälische, niederrheinische und rheinische Schreibsprachen – die

damalige Sammelbezeichnung für diese Sprachformen war *duytisch* (*dudesch*...).

Im 14. Jahrhundert hatten diese regionalen Schreibsprachen dem Lateinischen den Rang abgelaufen: In immer mehr Urkunden und Verwaltungsschriftstücken wurde *duytisch* verwendet, während sich Latein als Sprache gelehrter und kirchlicher Texte behaupten konnte. In den *duytischen* Schriftstücken wurden die Besonderheiten der einzelnen Ortsdialekte in der Regel allerdings nicht abgebildet – zu viele Varianten und Petitessen hätten den kommunikativen Radius noch weiter eingeengt.

Die Stadt Soest schrieb sich im 14. Jahrhundert *Suist* oder *Suyst*, daneben *Soest*, *Soist* oder *Soyst*.¹ Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts dominierten die Schreibvarianten *Soist*/*Soyst*; so blieb es auch in den nächsten 150 Jahren – heute ist *Soest* die offizielle Schreibung. Das nachgestellte *y*, *i* oder *e* diente seinerzeit als Längenzeichen wie das „stumme“ *h* in der heutigen Schriftsprache (*Stabl*, *Soble*, *Stuhl*). Deshalb spricht sich Soest heute auch *Sohst*; für *Soist* und *Soyst* zu Beginn der Neuzeit darf man dieselbe Aussprache voraussetzen!

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts blieben die regionalen Schreibsprachen in Gebrauch, in gedruckten wie in handschriftlichen Texten, im öffentlichen wie im privaten Schriftverkehr. Daran änderte sich auch in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts nur wenig. Aus dem Jahr 1505 datiert der Brief einer Rheinländerin an ihre Mutter. Die junge Frau, die damals zwischen 20 und 25 Jahre alt gewesen sein dürfte, bat in diesem Schreiben um Geld und andere Zuwendungen:²

Jhesus Christus zoe voeren geschreven.

Lieve vruntliche moder!

Uch geliefft zoe wyssen, dat ich van der genaden Gotz starck ind gesunt byn, desselven ich myt groissem verlangen van uch begeren zoe vernemen, want seder dat unse susteren tzoelest by uch waren, en haen ich neit van uch kunnen vernemen, off it uch wail oder ovel gynghe. Daerumb ich mych sere bedroiff haen, want yr ons doe ontboit, op eyn cortz zoe ons zoe komen ind dat gelt selver zoe brengen, wilcher yr neit gedaen en hait. Lieve moder, soe bidden ich uch vruntlichen, dat yr des doch nu neit langer vertzeyen en wylt [...].

*Jesus Christus zuvor geschrieben.

Liebe freundliche Mutter!

Euch beliebe zu wissen, dass ich durch die Gnade Gottes stark und gesund bin, was ich auch mit großem Verlangen von Euch zu vernehmen begehre. Denn seit unsere Schwestern zuletzt bei Euch waren, habe ich nicht von Euch vernehmen können, ob es Euch wohl oder übel gehe. Es hat mich deshalb sehr betrübt, denn Ihr habt uns da entboten, in kurzer Zeit zu uns zu kommen und das Geld selbst zu bringen, was Ihr

nicht getan habt. Liebe Mutter, so bitte ich Euch freundlich, dass Ihr das doch nicht länger hinauszögern wollt [...].

Die junge Schreiberin heißt Nesgen van Schelten und ist im Jahr 1505 Ordensschwester (*suster*) im Franziskanerkloster in Rath bei Düsseldorf, wo sie den Bittbrief an ihre Mutter, die sie ihrzt, verfasst. *Söster* oder *Süster* ist bis heute ein Wort, das in vielen Dialekten Nordrhein-Westfalens ‚Schwester‘ heißt; das Pendant im Niederländischen lautet *zuster*. Nesgen verwendet hier die rheinische Schreibsprache.

Den Doppelbuchstaben *oe* (wie in *Soest*) schreibt Schwester Nesgen in *zoe*, *voeren*, *doe* und *soe*. Nachgestelltes *i* (wie in *Soist*) begegnet in ihrem Brief in *groissem*, *bedroiff* oder *onboit*. Analog dazu schreibt sie *ae* und *ai*, um die Länge des betreffenden Lautes zu markieren: *haen*, *daerumb*, *gedaen* – *wail*, *hait*. In einem Wort wie *neit* ‚nicht‘ lässt sich dagegen nicht einwandfrei entscheiden, ob das *i* wiederum der Längenkennzeichnung dient oder ob hier ein Zwiellaut wie in niederländisch *mei* oder deutsch *Neid* gemeint sein könnte.

Aus heutiger Sicht fällt auf, dass die Schreiberin zahlreiche „Umlaute“ graphisch nicht kenntlich macht. So schreibt sie ein *u* in *gesund* oder *unse*; dasselbe *u*-Zeichen gebraucht sie aber auch in *vruntliche*, *uch* oder *susteren*, wo sie vermutlich die Umlaute *ü* oder *ö* gesprochen hat. Dagegen lässt das *ie* in *Lieve* ‚liebe‘ und *geliefft* ‚beliebe‘ moderne Leser kaum stützen – im Falle des langen *i*-Lautes gehört ja das nachgestellte *e* noch immer zum Inventar der Längenzeichen. Deshalb fal-

len Namen wie *Bielefeld* oder *Siebengebirge* im 21. Jahrhundert auch gar nicht auf – im Gegensatz zu *Soest* und *Coesfeld* oder *Grevenbroich* und *Troisdorf*.

Die Verwendung der Buchstaben *y*, *i* und *e* als Markierung von Langvokalen ist ein typisches Merkmal des Raumes, der im 20. Jahrhundert zu Nordrhein-Westfalen werden sollte. Zwar lassen sich sowohl in zeitlicher wie in räumlicher Perspektive beträchtliche Schwankungen und auch Entwicklungen beobachten, das Phänomen aber ist bemerkenswert.

Im Jahre 1533 erschienen im Druck die „Bekennnisse van beyden Sacramenten, Doepe und Nachtmale tho Munster“. Ihr Verfasser war der später in Münster als Täufer hingerichtete Bernhard Rothmann. Die Sprache des Druckwerks war noch ganz der westfälischen Schreibtradition verpflichtet. Hier der Anfang des Textes:³
Wat dat wort sacramentum hete und eigentlick sy.

*Angesehen in gemeyner rede und gebruke beide Doepe unde Aventmael / mit dem worde Sacrament genoemt werden / Bysunderen want oick de gemeyne eynfoeldighe man dit wort barven mate hoich achtet [...] / so willen wi anfencklick van dem wort Sacrament reden / unde wat dat eygentlick sy koertlick erweghen / Unde wo wal dit wort Sacrament van beyden doepe unde aventmael nergens in der schrift uithgedruckt bevunden woert / So hebben dan noch de olden (so ver men dit wort in synen naturliken verstande verstant) den verstandt der beyden / nicht uneven dar medde bedudeth wo wi dan nu vort be-
sehen willen.*

*Was das Wort *sacramentum* heißt und eigentlich ist.

Angesichts dessen, dass in allgemeiner Rede und in allgemeinem Gebrauch sowohl Taufe als auch Abendmahl mit dem Wort Sakrament bezeichnet werden, besonders weil auch der gemeine einfältige Mann dieses Wort über alle Maßen hochachtet [...], so wollen wir zu Anfang von dem Wort Sakrament reden und, was das eigentlich sei, kurz erwägen. Und wiewohl dieses Wort Sakrament weder für ‚Taufe‘ noch für ‚Abendmahl‘ in der Heiligen Schrift verwendet wird, so haben dennoch die Alten (sofern man dieses Wort in seiner natürlichen Bedeutung versteht) die Bedeutung der beiden nicht unzutreffend damit erfasst, wie wir nun gleich betrachten wollen.

Die Doppelbuchstaben *oe* und *ae* kommen vor in *Doepe*, *genoemt*, *eynfoeldighe*, *koertlick*, *woert* und in *Aventmael* (wobei auch Umlautfälle enthalten sein können). Nachgestelltes *i* begegnet in *oick* und *hoich*; in *uithgedruckt* wird *u* mit dem Längenzeichen *i* kombiniert, die westfälische Aussprache lautet *uut* ‚aus‘.

Die spätmittelalterlichen Schreibsprachen boten den Schreibenden große individuelle Freiräume: So konnten sie statt *oe*, wenn es um einen Langvokal ging, *oy* oder *oi* schreiben und auch einfaches *o*. Ein Stadtschreiber in Duisburg hatte beispielsweise für das mit hochdeutsch *Kür* verwandte Wort um 1440 nicht weniger als zehn verschiedene Varianten: *koer*, *koir*, *kor*, *kur*, *kuer*, *kuyr*, *küer*, *kür*, *küir* und *küyr*.⁴ Eine Orthographie im Sinne einer verbindlichen Rechtschreibung fehlte noch.

Um 1500 gab es allerdings nicht viel mehr als eine Handvoll Menschen, die des Schreibens kundig waren. Viele von ihnen lassen sich als „Schreibprofis“ charakterisieren, als berufsmäßige Benutzer und Verfasser schriftlicher Texte. Diese Männer – Frauen gehörten seltener dazu – hatten dann oft auch mit Texten aus anderen Gegenden des Deutschen Reiches zu tun. Das war nicht zuletzt die Voraussetzung dafür, dass sich innerhalb einer regionalen Schreiblandschaft neue Moden etablieren konnten, weil man begann, fremden Vorbildern zu folgen.

In einem Formularbuch aus Köln, 1527 gedruckt, forderte der Autor von einem Kanzleischreiber – dem Inbegriff des Schreibprofis – weit überdurchschnittliche Sprachkenntnisse im *duytschen*:⁵

Eyn schriuer wilcher land art der in duytscher nacioin geboren is / sal sich zo vur flyssigen / dat he ouch ander duitsch / dan als men in synem land synget / schriuen lesen und vurnemen moeg. Als is he eyynn Franck / Swob / Beyer / Rynlender etc. sall ouch sassenscher / merckyscher Spraiche enys deyls verstandt hauen. Des gelichen wederumb / is eyner eyn Saß / Merker etc. he sal sich des hochduytz-

chen myt flüssigen. dan eynem beroemden schriuer kumpt mencherleye volck zu hant / vnd wan als dan eyynn yglicher wulde ader sulde syngen als ym der snauel gewassen were, / so bedörfft men wail tussen eynem Beyerem vnd Sassen eyn tolmetsch.

*Ein Schreiber, in welchem Land deutscher Nation er geboren sei, soll sich zuvor befleißigen, dass er auch anderes *Duitsch* als [das, was] man in seinem Land singt, schreiben, lesen und verstehen kann. Wenn er ein Franke, Schwabe, Bayer, Rheinländer etc. [ist], soll [er] auch die sächsische [oder] märkische Sprache teilweise verstehen. Desgleichen wiederum ist einer ein Sachse [oder] Märker etc., soll er sich des Hochdeutschen mit befleißigen. Denn einem berühmten Schreiber kommt mancherlei Volk unter, und wenn dann ein jeder singen wollte oder sollte, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, so benötigte man wohl zwischen einem Bayern und Sachsen einen Dolmetscher.

Die Frage des Dolmetschens oder Übersetzens sollte sich dann mit der Einführung des Neuhochdeutschen zumindest partiell erledigen.

Literatur

- Beckers, Hartmut (1989): Die Zurückdrängung des Ripuarischen, Niederdeutschen und Niederländischen durch das Hochdeutsche im Kölner Buchdruck nach 1500. In: Niederdeutsches Jahrbuch 112, S. 43-72.
- Besch, Werner u. a. (2000/2003/2004): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., 3. und 4. Teilband. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.2/2.3/2.4). 2. Aufl. Berlin/New York.
- Cornelissen, Georg (2003): Kleine niederrheinische Sprachgeschichte (1300-1900). Eine regionale Sprachgeschichte für das deutsch-niederländische Grenzgebiet zwischen Arnheim und Krefeld. Met een Nederlandstalige inleiding. Geldern/Venray.
- Eickmans, Heinz (2003): Aspekte einer nieder-rheinischen Sprachgeschichte. In: Besch u. a. (2003), S. 2629-2639.
- Elmentaler, Michael (2000): Rheinmaasländische Sprachgeschichte von 1250 bis 1500. In: Macha/Neuß/Peters (2000), S. 77- 100.
- Fischer, Christian (1998): Die Stadtsprache von Soest im 16. und 17. Jahrhundert. Variations-linguistische Untersuchungen zum Schreib-sprachenwechsel vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen. (Niederdeutsche Studien, 43). Köln/Weimar/Wien.
- Hoffmann, Walter (2000): Rheinische Sprachgeschichte im 16. Jahrhundert. In: Macha/Neuß/Peters (2000), S. 123-138.
- [Kisky, Wilh.] (1936): Ein eigenhändiger Brief der Nonne Agnes von Schelten an ihre Mutter vom Jahre 1505. In: Rheinische Heimatpflege 8, S. 619-621.
- Klein, Thomas (2000): Rheinische und westfälische Sprachgeschichte bis 1300. In: Macha/Neuß/Peters (2000), S. 3-48.
- Macha, Jürgen/Neuß, Elmar/Peters, Robert (Hrsg.) (2000): Rheinisch-westfälische Sprachgeschichte. Unter Mitarbeit von Stephan Elspaß. Köln/Weimar/Wien.
- Mattheier, Klaus J. (2003): Aspekte einer rheinischen Sprachgeschichte. In: Besch u. a. (2003), S. 2712-2729.
- Mihm, Arend (2000): Rheinmaasländische Sprachgeschichte von 1500 bis 1650. In: Macha/Neuß/Peters (2000), S. 139-164.
- Möller, Robert (2000): Rheinische Sprachgeschichte von 1300 bis 1500. In: Macha/Neuß/Peters (2000), S. 51-75.
- Peters, Robert (2000a): Westfälische Sprachgeschichte von 1300 bis 1500. In: Macha/Neuß/Peters (2000), S. 101-119.
- Ders. (2000b): Westfälische Sprachgeschichte von 1500 bis 1625. In: Macha/Neuß/Peters (2000), S. 165-179.
- Peters, Robert/Roolfs, Friedel Helga (Hrsg.) (o. J.): Plattdeutsch macht Geschichte. Niederdeutsche Schriftlichkeit in Münster und im Münsterland im Wandel der Jahrhunderte. Münster.

Anmerkungen

- 1 Fischer (1998, S. 190: Soester Namenbelege).
- 2 Kisky (1936, S. 620: *Jhesus Christus...*).
- 3 Peters/Roolfs (o. J., S. 155: *Wat dat wort...*, bearbeitet von Martin Brecht).
- 4 Cornelissen (2003, S. 33: *koer, koir* usw.; nach Michael Elmentaler).
- 5 Beckers (1989, S. 50: *Eyn schriuer...*).

HINGEHEN

Tagung „200 Jahre Sprachgrenze (1815-2015)“

Am 24. Oktober 2015 findet in Aachen eine Tagung statt mit dem Titel „200 Jahre Sprachgrenze (1815-2015). Die Westgrenze des Rheinlandes als Sprachgrenze“. Organisiert wird die Veranstaltung von der ILR-Sprachabteilung in Kooperation mit der Niederrhein-Akademie/Academie Nedderrijn (NAAN).

Insgesamt sechs Vorträge werden dort gehalten. Erstes Thema ist das Verhältnis der „Schwestersprachen“ Niederländisch und Deutsch zueinander (Prof. Dr. Heinz Eickmans, NAAN). In drei weiteren Vorträgen wird die Staats- und Sprachgrenze im Westen des Rheinlands aus niederländischer Sicht (Prof. Dr. Roeland van Hout, Nimwegen), aus ostbelgischer Sicht (Prof. Dr. Robert Möller, Lüttich) und aus deutscher Sicht (Dr. Georg Cornelissen, ILR) behandelt. Abgerundet wird das Programm durch zwei Vorträge zu den Dialekten in der Grenzregion, wobei einmal die niederländische Stadt Kerkrade im Mittelpunkt steht (Drs. Ton van de Wijngaard, Roermond) und im zweiten Fall der „Kleine Dialektatlas von Ostbelgien und den angrenzenden Gebieten in Deutschland“ vorgestellt wird (Sandra Weber, Eupen).

Interessierte wenden sich bitte an:
georg.cornelissen@lvr.de;
 Tel 0228-9834231.

HINGEHEN

Ausstellung „KinderTräume“ zeigt viel Neues aus der Spielzeugsammlung**Batman, Mario und Risiko im LVR-Freilichtmuseum Kommern**

In den letzten Jahren hat das LVR-Freilichtmuseum Kommern seinen weltweit bedeutsamen Bestand an historischem Spielzeug um einige umfangreiche Sammlungen erweitern können. Unter anderem vermachte die Kölner Kunsthändlerin Ina-marie Klein dem Museum eine wertvolle Sammlung von Puppen, Baukästen und vielem mehr.

Mit der Ausstellung „KinderTräume“ gibt das Museum ab dem 14. Juni einen repräsentativen Überblick über seine Neuerwerbungen. Die vielfältigen Veränderungen der Spielzeuge, Spielzeuggattungen und damit auch des Spielens im 20. Jahrhundert stehen dabei im Mittelpunkt. So macht die Ausstellung anschaulich, wie die beiden Weltkriege, aber auch der Kalte Krieg und die Friedensbewegung zu diesen Veränderungen beigetragen haben. „Beispiel ist das Gesellschaftsspiel ‚Risiko‘, dessen Spielaufgaben seit seinem Erscheinen in den 1960er Jahren immer wieder verändert wurden“, erklärt Ausstellungskuratorin Sabine Thomas-Ziegler: „In den frühen Risiko-Editionen während des Kalten Krieges galt es, Feinde zu vernichten. Später, während der Ölkrise, galt es, Ölfelder zu erobern.“ Neben „Risiko“ sind in der Ausstellung viele weitere Strategiespiele zu sehen, die das politisch-ge-



Brettspiel Risiko in der Ausstellung KinderTräume.

sellschaftliche Klima in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachzeichnen.

Neu im Spielzeugfundus des LVR-Freilichtmuseums Kommern ist eine größere Kollektion von „Merchandising-Figuren“: Micky Maus und Janosch-Figuren, Speedy Gonzales, Haribo-Fingerpuppen, Batman und Spiderman geben sich in der Ausstellung ein Stelldichein. Aber auch „Mario“ ist dabei: Mobil, laut und blinkend hielten die ersten elektromechanischen Handspielgeräte, die so genannten Handhelds, in den 1970er Jahren Einzug in die Spielwelt. „Waren die Batterien leer, war das Spiel plötzlich zu Ende“, schmunzelt Raphael Thörmer vom Freilichtmuseum, der für die

Ausstellung die Handhelds dokumentiert hat: „In den 1980er Jahren wurden diese Strategie-, Geschicklichkeits-, Sport- und Kriegsspiele durch Technologien wie Computerchip und LCD-Anzeige ergänzt. 1989 gelang Nintendo mit dem ‚Game Boy‘ ein weltweiter Durchbruch auf dem neuen Spielmarkt.“

Derweil tüftelt Thörmers Kollege Nico Wiethof noch an einer Miniatur-Drehelbank, inspiriert von einem großen Vorbild, das in der Werkstatt eines Museums-Fachwerkhauses steht. Der Wissenschaftliche Museumsvolontär schraubt das Modell aus kleinen durchlöchernten Metallstreifen, -platten und -rädern zusammen.

Die Drechselbank wird in der Ausstellung inmitten vieler alter technischer Baukästen bekannter und weniger bekannter Hersteller zu sehen sein.

Weibliche Museumsgäste werden vielleicht eher an Puppen und ihren Stuben Freude finden. Nie zuvor hat sich die Puppenwelt so stark verändert wie im 20. Jahrhundert. Schließlich musste die kindliche Puppe, die von ihrer Puppenmutter versorgt wird, in den 1960er Jahren mit der Modepuppe Barbie ihre erste große Konkurrenz erfahren.

„KinderTräume“ ist keine Ausstellung nur zum Ansehen. Denn hier darf auch munter gespielt werden. Bei manch erwachsenem Besucher wird dabei vielleicht ein Kindheitstraum endlich wahr. Und das bis einschließlich 17. April 2016.

Für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren ist der Museumseintritt kostenlos!

LESEN

Eine kleine Sprachgeschichte eines großen Bundeslandes

Nordrhein-Westfalen ist kein Bundesland wie jedes andere. Sein Grundgebiet umfasst mehr als 34.000 Quadratkilometer, hier leben heute rund 18 Millionen Menschen: Anderswo in Europa wären das die Daten eines veritablen Staates. Wie sprechen (und schreiben) die Einwohner dieses Landes? Was hat sich in den fast sieben Jahrzehnten seit seiner Gründung 1946 verändert? Weshalb hat beispielsweise die Zahl der DialektsprecherInnen in dieser

Zeit so stark abgenommen? Die „Kleine Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen“ bietet zum ersten Mal eine Gesamtdarstellung der sprachlichen Entwicklung des Raumes zwischen Rhein und Weser.

Der erste Teil des Buches beschäftigt sich mit der sprachlichen „Vorgeschichte“, beginnt bei Franken und Sachsen im frühen Mittelalter und stellt alle wichtigen Sprachentwicklungen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs vor. Der Hauptteil des Werkes setzt 1946 ein, wobei das Kölsche (der bekannteste Dialekt) und das Ruhrdeutsche (als Prototyp einer regionalen Umgangssprache) jeweils eigene Kapitel bekommen. Die letzten Kapitel beschäftigen sich mit den Jahren nach der Jahrtausendwende. Wie schlagen sich „Mobilität und Migration“ in der Sprachgegenwart des Landes nieder, was bedeutet Regionalität für Fernsehsendungen, die in NRW produziert werden?

Die Kapitel des Buches:

1. Franken und Sachsen
2. Die Benrather Linie
3. Platt
4. *duytsch*
5. Von Gutenberg bis Luther
6. Der Übergang zum Hochdeutschen
7. Die Sprachgrenze im Westen
8. 1815 – eine Zwischenbilanz
9. Mundart und Schriftsprache
10. Land der tausend Dialekte
NORDRHEIN-WESTFALEN
11. Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen
12. Rheinisch und Westfälisch
13. Sprachlandschaft NRW
14. „Hauchdütschk was eenlick miene iärste Früemdsproak“

15. Wer spricht Platt(deutsch)?
16. „Dialektrenaissance“
17. Gründe und Hintergründe des Sprachwandels
18. Kölsch
19. Ruhrdeutsch...
20. ...und andere Regiolekte
21. Sprachkontakt
22. Mobilität und Migration
23. WDR-Deutsch
24. Hochdeutsch in regionaler Perspektive
25. Ausblick

Zahlreiche Sprachbeispiele dienen der Konkretisierung der Darstellung. Farbige Sprachkarten (die ersten für das Land NRW) führen die Sprachvielfalt Nordrhein-Westfalens im wahrsten Sinne des Wortes „vor Augen“.

Georg Cornelissen:

**Kleine Sprachgeschichte
von Nordrhein-Westfalen**

Greven Verlag Köln, 2015.

18 Sprachkarten und Abbildungen.

ISBN 978-3-7743-0654-7.

LESEN

Sprache und Migration

Migration ist – aus unterschiedlichen Gründen – das Thema der Stunde. „Seit gut 50 Jahren kommen Migranten nach Deutschland“ kann man zum Beispiel in diesem Zusammenhang im Internet lesen. Seit 50 Jahren? Darüber kann man im Rheinland eigentlich nur schmunzeln. Selbst wenn

man lediglich die neuere Migrationsgeschichte betrachtet, so ist die „polnische Invasion“ ins Ruhrgebiet 125 Jahre alt und über 100000 Italiener waren schon lange vor dem Ersten Weltkrieg als Bauarbeiter im Rheinland. Aber streng genommen ist die gesamte Historie des Rheinlands eine einzige Migrationsgeschichte, angefangen bei den Kelten oder Galliern über die Römer und Germanen bis zu jüdischen Einwanderern, Franzosen, Spaniern oder Niederländern. Migranten aus der Türkei, dem Balkan oder der Levante sind hier lediglich das Ende einer langen Kette.

Ein Thema, das immer wieder im Migrationszusammenhang diskutiert wird, ist der Einfluss von Migrantensprachen auf die Entwicklung der deutschen Sprache: „Wie Migration die deutsche Sprache verändert!“ – „Bilden Migranten sprachliche Parallelgesellschaften?“ – „Wandlungsfähig war die deutsche Sprache schon immer – doch durch den Zuzug von Migranten hat sie sich besonders stark verändert.“ Dies sind einige der typischen Kommentare, wie sie häufig in den Medien zu finden sind. Aber stimmen sie überhaupt? Und wenn: Ist eine solche Entwicklung überhaupt ein „Problem“? Auch hier hat das Rheinland mit seiner langen Sprachgeschichte einiges zu erzählen.

Sogar die gefürchteten „Parallelgesellschaften“ hat es hier tatsächlich schon immer gegeben – ohne dass sie nennenswertes Aufsehen erregt hätten. Die älteste datiert in die Frankenzeit und hat bis in das Mittelalter existiert. Es waren die Nachfahren gallo-romanischer Winzer, die über Jahrhunderte an der Mosel inmitten

deutscher, sprich fränkischer, Nachbarn gelebt und romanisch gesprochen haben. Im 18. Jahrhundert waren es Armuts- und Religionsflüchtlinge aus der Pfalz, die sich am Niederrhein bei Kalkar ansiedelten und dort bis heute in ihrer Kolonie Pfälzisch sprechen. Glasbläser aus Pommern haben in Düsseldorf-Gerresheim rund einhundert Jahre eine abgeschlossene Gemeinschaft gebildet, in der ein niederdeutscher Dialekt gesprochen wurde.

Sehr stark an die aktuelle Diskussion über den Einfluss des Türkischen erinnert die Situation in den Kohlegebieten um 1900, als in manchen Kreisen über den schädlichen Einfluss des Polnischen auf die deutsche Sprache spekuliert wurde. Und obwohl noch heute die Umgangssprache an der Ruhr vielen als „Polnisch rückwärts“ gilt, war von polnischen Sprachelementen in der Alltagssprache schon um 1920 kaum noch etwas zu spüren; heute erinnern sich nur noch ältere Sprecher schon fast wehmütig an Wörter wie *Mattka* oder *Mottek*.

Dies sind nur einige der Geschichten, die es beim Thema „Migration und Sprache an Rhein und Ruhr“ zu erzählen gilt. Weitere Aspekte sind der vielbeschworene Einfluss des Französischen auf das Rheinische, Jiddismen in der rheinischen Alltagssprache, rotwelsche Lehnwörter oder – abfällige – Bezeichnungen für Fremde. All diese rheinischen Sprach- und Wortgeschichten gehören zur jahrtausendelangen rheinischen Migrationsgeschichte, sie erweitern die aktuelle Diskussion um Migration und Sprache um eine historische Dimension und können so zu mehr

Gelassenheit und Offenheit bei diesem umstrittenen Thema verhelfen. Das wäre dann eine echt „rheinische Lösung“ des Problems.

Erzählt werden diese Geschichten von Peter Honnen in einem gerade erschienenen Büchlein in der Reihe „leseZeichen“ des Greven Verlags Köln:

Peter Honnen:

Alles paletti?

Migration und Sprache an Rhein und Ruhr.
Greven Verlag Köln, 2015.

78 Seiten.

ISBN 978-3-7743-0655-4.

LESEN

Räume | Dinge | Menschen.

Eine Bonner Kulturwissenschaft im Spiegel ihrer Narrative

Die Kulturanthropologie/Volkskunde hat sich in der Vergangenheit intensiv mit der eigenen Geschichte auseinandergesetzt. Dabei standen primär die Forschungstraditionen und Entwicklungslinien im Fokus. Ein aktueller Sammelband schlägt einen anderen Weg ein: Mit qualitativ-empirischen Methoden wird danach gefragt, inwieweit die Geschichte und Geschichten des Fachstandorts über einen Ort der Lehre und Forschung hinausweisen. Auf Grundlage von Interviews und damit verbundenen Ortsbegehungen mit Bonner Studierenden und MitarbeiterInnen der letzten 40 Jahre rücken spezifische Beziehungen von Räumen, Dingen

und Menschen in den Blick. Die AutorInnen nehmen dabei emische Perspektiven ein. Der Band präsentiert die Ergebnisse eines mehrjährigen Lehrforschungsprojekts. Er rückt Erinnerungen an offene und geschlossene Türen in den Blick, fragt nach Aneignungen und Zuschreibungen durch Materialitäten und Ritualisierungen von Universitätsalltag. Narrative zu Persönlichkeiten und Ereignissen werden ebenso wie sinnliches Erleben mikroperspektivisch betrachtet. Es wird herausgearbeitet, welche Rechtfertigungsgeschichten, aber auch Beheimatungen mit dem Fach verbunden werden und wie die Räumlichkeiten mit ihren dazugehörigen Dingen und Erzählungen für die Akteure zu individuellen Erinnerungsorten und prägenden Standorten von Identitätskonstruktionen wurden.

Katrin Bauer, Lina Franken (Hrsg.):

Räume | Dinge | Menschen.

Eine Bonner Kulturwissenschaft
im Spiegel ihrer Narrative.

(= Bonner kleine Reihe zur
Alltagskultur, 10).

Münster/New York 2015.



LESEN

„Zur Krippe her kommet ...“

Weihnachtskrippen verkünden die christliche Heilsbotschaft von der Menschwerdung Jesu. Vielfigurige simultan oder in Etappen aufgestellte Bildszenerien zeigen die biblischen Ereignisse von der Verkündigung an Maria über die Herbergssuche, die Geburt Christi, die Anbetung des Neugeborenen durch die Hirten und seine Verehrung durch die Weisen aus dem Morgenlande bis hin zur Flucht nach Ägypten und die Darstellung Jesu im Tempel (bekannt als Fest Mariä Lichtmess).



Mit der Krippe verbinden sich aber auch pädagogische Bräuche und Rituale der Kindervorbereitung auf das Weihnachtsfest, die längst verschwunden waren und nun eine Wiederbelebung in neuem Gewande erfahren, dazu gehört beispielsweise das Strohhalmliegen („Krippe füllen“).

Der Sammelband vereint ebenso kenntnisreich-informative wie spannend-unterhaltsame Beiträge aus der Feder namhafter Wissenschaftler und auch engagierter Krippenfreunde. Das Buch bietet

den Lesern Einblicke in die jahrhundertalte, stets lebendige rheinisch-westfälische Krippentradition in ihren ausdrucksstarken Facetten – und gewährt einen überraschenden Seitenblick auf die internationale Krippenkultur. Letztlich lädt dieses weihnachtliche Hausbuch ein zum Krippenschauen, vielleicht auch zum eigenen Krippenbauen.

Mit Beiträgen u.a. von Alois Döring, Markus Walz, Caroline Maria Weber.

Landesgemeinschaft der Krippenfreunde in Rheinland und Westfalen e.V. (Hrsg.):

„Zur Krippe her kommet...“

Geschichten und Bräuche rund um die Weihnachtskrippe.

Münster/New York 2015.

LESEN

Wie viel Heimat in den Dingen steckt

Begleitband zur Ausstellung „Woran glaubst du? Heimat und Religion“

„Woran glaubst du?“ Diese Frage beantworten Schülerinnen und Schüler sehr persönlich und eher ungewöhnlich in einer neuen Publikation des ILR: Sie lassen Dinge sprechen, zum Beispiel einen Autoschlüssel, eine Gebetsmütze und ein rotes, mit Pailletten verziertes Tuch. Solche ganz alltäglichen Gegenstände geben Einblicke in Wertvorstellungen und Vorstellungswelten Jugendlicher und junger Erwachsener im Rheinland. Foto-Porträts, in denen sich die jungen Leute mit „ihren“ Gegenständen präsentieren und

Geschichten zu den Objekten bilden das Herzstück einer Publikation, die in Zusammenarbeit des ILR mit dem Berufskolleg Rheydt-Mülfort für Wirtschaft und Verwaltung entstanden ist und eine gleichnamige Ausstellung ergänzt. Die Texte zu den Objekten vermitteln sehr individuelle Erfahrungen der Porträtierten, sie drehen sich zum Beispiel um Familie und Fußball, um Erinnerungen an die Kindheit und Hoffnungen für die Zukunft, um Trauer und Begeisterung. Immer spiegelt sich darin auch ein Stück Heimat, gemeint ist eine mentale Heimat, das heißt grundsätzliche Überzeugungen, Ideale und Interessen, die Jugendlichen heutzutage Halt und Orientierung geben. „Das zeigt, dass etwas Kleines einen daran erinnert, etwas Großes gemacht zu haben“, verrät zum Beispiel ein Zitat zum Porträt des 18-jährigen Önder. Er hält ein kleines Glasfläschchen in der Hand und in der Geschichte zu seinem Porträt erfahren die Leserinnen und Leser, dass dieses Duftöl von der Pilgerfahrt nach Mekka stammt. Önder hat es von seinem Nachbarn geschenkt bekommen und seine große Hoffnung ist, selbst einmal nach Mekka fahren zu können.

Die Publikation zeigt die sensibel fotografierten Porträts des Krefelder Fotografen Thomas Esser und gibt ausführliche Einblicke in Interviews, die das ILR im Rahmen eines Forschungsprojekts geführt hat. Ziel des Projektes war es, herauszufinden, was junge Menschen unter Heimat verstehen und was sie brauchen, um sich an einem Ort oder in einer Gemeinschaft zu Hause zu fühlen. Vier reich bebilderte Aufsätze beleuchten Ergebnisse dieses

Projektes. Sie beschäftigen sich mit den Zusammenhängen zwischen Glauben und Heimat und gehen der Bedeutungsvielfalt ganz alltäglicher Gegenstände auf den Grund. Die Beiträge beantworten die Frage, was der Autoschlüssel mit der Gebetsmütze zu tun hat und inwieweit persönliche Dinge Auskunft über Lebenswelten in einer interkulturellen Gesellschaft geben können.

Gabriele Dafft (Hrsg.):

Woran glaubst du?

Heimat und Religion.

Wie viel Heimat in den Dingen steckt.

Ein Begleitbuch zur Ausstellung

„Wo ist dann meine Heimat?“

Köln 2015

84 Seiten, 2 Postkarten

Das Buch ist über das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte gegen eine Schutzgebühr von 6,00 Euro erhältlich. Info: rheinische-landeskunde@lvr.de



KUCKEN

Lechenich auf 8mm:

Erinnerungen an die 60er Jahre

Zwischen 1965 und 1969 beobachteten die Lechenicher Amateurfilmer Otto Junker und Theo Minten den Alltag ihrer Heimatstadt mit der Filmkamera. Sie bannten Schützenfeste, den Neubau der Schule, Arbeit in der Landwirtschaft, den Männergesangsverein und vieles mehr auf Zelluloid. Fertiggestellt wurde ihr Film allerdings nicht, das Projekt „Kulturfilm Lechenich“ wurde abgebrochen, die Filmrollen verschwanden.

Im Jahr 2007 tauchten sie wieder auf. Schnell wurde klar: Diese Filmaufnahmen sind eine kulturhistorisch hochinteressante Quelle. Die beobachtende Kamera spiegelt die Besonderheiten dieser Zeit anhand eines persönlichen Blicks auf den Alltag in einer niederrheinischen Kleinstadt.

Das Material wurde neu bearbeitet und mit aktuellen Aufnahmen ergänzt. Protagonisten und Zeitzeugen kommentieren den historischen Film und erinnern sich an das besondere Lebensgefühl der 60er Jahre. Dabei wird die Aufbruchstimmung dieser Zeit, der hier vollzogene Wandel von einer Nachkriegsgesellschaft in die Moderne deutlich. Diese Bilder und Erzählungen stellen ein Stück kulturellen Erbes des Rheinlandes dar und lassen die 60er Jahre mit den Menschen in der Region lebendig werden.

Lechenich auf 8mm: Erinnerungen an die 60er Jahre

Lechenich 2014
DVD-Video/65 Minuten,
mit umfangreichem Booklet
Preis: 15 Euro

Zu bestellen:
LVR-Institut für Landeskunde
und Regionalgeschichte
Endenicher Str. 133
53115 Bonn
e-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de

KUCKEN

Film: „Muss langsam weg“ – Von der Flüchtlingsunterkunft zum Museumsobjekt

Vier Betten, ein Tisch, vier Stühle, schmaler Spind und Miniküche – so ausgestattet waren die Containerwohnanlagen zur Unterbringung von Flüchtlingen in den 1990er Jahren. Je vier Personen lebten in einem knapp 20 Quadratmeter großen Containerzimmer.

Eine Containeranlage aus den frühen 1990er Jahren, die zwanzig Jahre lang als Flüchtlingsunterkunft der Gemeinde Titz in der Jülicher Börde diente, erzählt die Geschichte von Flucht und Ankommen im Rheinland. An diesem Objekt lässt sich aber auch die Geschichte der Asylpolitik der Bundesrepublik Deutschland und ihre Umsetzung in den einzelnen Kommunen ablesen. Im Container und den Geschichten seiner Bewohner spiegelt sich Welt-

geschichte und Politik in der Alltagserfahrung einzelner Menschen.

Wie gehen wir mit den Menschen, die vor Krieg, Hunger und Gewalt zu uns flüchten, um? Wie leben Menschen in der Situation eines „laufenden Asylverfahrens“, die als Übergangsphase von der Unsicherheit zwischen Anerkennung und Abschiebung, zwischen Fremdheit und ersten Beheimatungsschritten bestimmt ist?

Der Film begleitet den Abbau der Containeranlage in Titz und lässt Menschen zu Wort kommen, die mit dem und im Container lebten: ein Flüchtling aus dem Irak, Sachbearbeiter des Sozialamtes Titz, Politiker, Nachbarn und ehrenamtliche Flüchtlingsbetreuer. Aus diesen Erzählungen entsteht ein Bild vom Leben im Container, vom Alltag im Übergang des Asylverfahrens in Deutschland.

Der Film ist als Kooperationsprojekt mit dem LVR-Freilichtmuseum Kommern entstanden. Dort steht der Container inzwischen in der Baugruppe „Marktplatz Rheinland“, der Film und fünf zusätzlich entstandene Kurzfilme sind in die Ausstellung integriert. Zur DVD ist ein umfangreiches Booklet beigelegt, der Text wurde von dem bekannten Essener Karikaturisten Thomas Pläßmann illustriert.

„Muss langsam weg“ – Von der Flüchtlingsunterkunft zum Museumsobjekt

Titz-Opherten 2012/13

DVD/30 Minuten/mit umfangreichem Booklet, illustriert von Thomas Pläßmann.
15 Euro

Zu bestellen:

LVR-Institut für Landeskunde und

Regionalgeschichte

Endenicher Str. 133

53115 Bonn

e-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de

KUCKEN

Film: Saison | Sezon. Leben von der Landwirtschaft

Das Rheinland zählt zu einem der wichtigsten Spargelanbaugebiete in Deutschland. Am Niederrhein, der Hohen Mark und auch im zwischen dem Köln/Bonner Raum und der Eifel gelegenen Vorgebirge finden sich im Frühjahr zahlreiche Felder mit den charakteristischen folienbespannten Spargeldämmen. Oft schon ab Ende März ist der Spargel auf dem Markt, an Ständen, bei den Bauern selbst und im Supermarkt zu finden.

Spargel ist wie z.B. Rhabarber und Erdbeeren ein Saisonprodukt. Hauptarbeitszeit ist die mehrere Wochen andauernde Erntephase, weshalb zusätzliche Arbeitskräfte, eben Saisonarbeitskräfte, angeworben werden. In manchen Landstrichen wächst die Zahl der dort lebenden Menschen während der Spargel- oder Erdbeersaison um das Dreifache.

Wie leben die Saisonarbeiter aus Rumänien, Polen oder der Ukraine, die für kurze Zeit nach Deutschland kommen, um hier Spargel zu stechen oder Erdbeeren zu pflücken? Was motiviert die Menschen zu dieser Reise? Wie verändert sich ihr Le-

ben durch die Arbeitsmigration? Fahren alle nach sechs Wochen wieder nach Hause oder dehnen sich die Zeiten der grenzüberschreitenden Arbeit aus? Welche Beziehungen knüpfen sie am Ort der Arbeit?

Diesen Fragen geht der Film „Saison | Sezon“ nach. Eine Spargelsaison lang haben wir die Arbeitsabläufe auf einem kleinen Biobauernhof in Bornheim begleitet und dokumentiert. Der Film portraitiert die Arbeitskräfte, die aus Polen und Rumänien kommen, mit ihren Biografien, ihren Motivationen und ihren Zukunftsplänen. Ihr Arbeitgeber erläutert aus unternehmerischer Sicht das Phänomen der Saisonarbeit. Aus unterschiedlichen Perspektiven wird Saisonarbeit als grenzüberschreitende Arbeit, als Form kurzzeitiger oder auch dauerhafter Migration und als globalisierte mobile Lebensweise vorgestellt. Gelernt haben wir dabei, dass es unzählige Formen der Saisonarbeitsmigration gibt: Unser Beispiel zeigt, dass die Verstetigung der zeitlich befristeten Saisonarbeit möglich und gewünscht sein kann und mit dieser Arbeitsform auch Prozesse von Beheimatung in Gang gesetzt werden.

Der Film erzählt anhand der Biografien und der persönlichen Sicht von Saisonarbeitern und ihrem Arbeitgeber von Lebens- und Arbeitsverhältnisse auf einem kleinen Bauernhof im Rheinland. Deutlich wird die Verflechtung regionaler Lebenswelten und individueller Lebensentwürfe in internationale Wirtschaftszusammenhänge, europäische Richtlinien und Gesetze sowie globalisierten Konsum von Lebensmitteln.

Der Film ist wahlweise mit deutschen, polnischen oder rumänischen Untertiteln versehen.

Film: Saison | Sezon.

Leben von der Landwirtschaft.

Bornheim 2014/15. DVD-Video / 45 Minuten. Umfangreiches Booklet in Deutsch, Polnisch und Rumänisch. 15 Euro

Zu bestellen:

LVR-Institut für Landeskunde und
Regionalgeschichte
Endenicher Str. 133
53115 Bonn
e-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de

GETAGT

„Klängeroabend“ 2014 in Bracht

Am 11. Dezember 2014 fand in Bracht der jährliche „Klängeroabend“ der Heimatfreunde Bracht statt. Diesmal beteiligte sich auch die ILR-Sprachabteilung, die 2014 ja eine große Dialektbefragung in diesem niederrheinischen Dorf durchgeführt hatte (siehe AiR 2014, S. 102-107).

Die Dialektvorträge des Abends wurden von Willy Hauser und Karin Gottwald bestritten, die auch die ILR-Fragebogenaktion im Frühjahr 2014 maßgeblich unterstützt hatten. Dr. Ina Germes-Dohmen stellte im Anschluss das großangelegte Buchprojekt „Bracht. Geschichte der niederrheinischen Gemeinde von der Frühzeit bis zur Gegenwart“ vor. 2016 wird Bracht das Jubiläum der Ersterwähnung des Or-

tes im Jahr 1116 groß feiern; aus diesem Anlass erscheint Ende 2015 der Band zur Ortsgeschichte.

Dr. Georg Cornelissen berichtete in seinem Vortrag über die überaus ergiebige Materialsammlung im Dorf (181 ausgefüllte Fragebogen) und stellte einige Beobachtungen zur Diskussion. Natürlich wollte er den Anwesenden eher den Mund wässrig machen als ihnen schon vorab die Ergebnisse verraten. Der Name des Ortes lautet im eigenen Dialekt *Braut*; Cornelissen deutete an, dass diese heute allgemein als besonders ortstypisch geltende Lautform noch gar nicht so alt sein kann. Ein Merksatz des heutigen Brachter Dialekts heißt: *En Braut enne Jraut hätt en Hohn aut Eier jelaut*. In Bracht in der Gracht (im Graben) hat ein Huhn acht Eier gelegt. Vor gar nicht so langer Zeit klang dieser Satz in Bracht wohl noch deutlich anders.

Die Mundartabende in Bracht (und in dessen Umgebung) werden gern *Klängeroabend* genannt. Laut „Rheinischem Wörterbuch“ gehört *klängere* zu dem Verb *klandern/kländern*. Es hat oder hatte drei Bedeutungen, von denen sich zwei im *Klängeroabend* wiederfinden lassen: 1. „an Winterabenden aus Zeitvertreib den Nachbar besuchen u. eine Zeitlang dort bleiben u. traulich plaudern“; 2. „sich gemütlich unterhalten, plaudernd beieinanderstehen (auf der Strasse oder in den Häusern) u. die Zeit tot schlagen, bes. von Frauen“, in dieser zweiten Bedeutung wurde/wird dieses Verb auch schon „mehr tadelnd“ verwendet. *Klängeroabend* klingt heute alldings rundum positiv.

Nachweis:

Rheinisches Wörterbuch (1928-1971). Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften [...] hrsg. und bearb. von Josef Müller u. a. Bonn/Berlin, Band 4, Sp. 609/610 (klandern/kländern).

VERANSTALTET
**Landeskundliches
beim Tag der Begegnung**

35.000 Besucher kamen am 30. Mai zum „Tag der Begegnung“ nach Köln-Deutz. Das wohl größte inklusive Fest in Deutschland bot den Gästen ein kulinarisches, informatives und buntes Rundum-Programm. Wie zahlreiche andere LVR-Kulturreinrichtungen präsentierte sich auch das Institut für Landeskunde im LVR-Kulturzelt, das ziemlich zentral im Gelände am Rheinufer platziert war.

Mit einer Posterpräsentation informierte die Abteilung Volkskunde/Kulturanthropologie über aktuelle Arbeitsschwerpunkte und vermittelte so komplexe Themen wie private Erinnerungskulturen, immaterielles Kulturerbe und Formen urbaner Markierungskultur in knappen Texten und ausdrucksvoller Bebilderung. Gezeigt wurde auch ein Ausschnitt aus dem Ausstellungsprojekt „Wo ist dann meine Heimat“. Die mobilen Ausstellungselemente aus Karton mit Fotos und Zitaten von beteiligten Schülerinnen und Schülern aus Köln, Xanten und Duisburg fanden großes Interesse. Der Renner am Stand der LVR-Volkskundlerinnen waren die „Bräuche

zum Anfassen“ – ein Spiel, in dem es um das Ertasten von rheinischen Bräuchen ging. Gefragt waren hier Kompetenzen im Um-Die-Ecke-Denken, um zum Beispiel beim Tasten in einer Kiste voller Krepppapierbänder auf die rheinischen Maibäume zu kommen. Besonders interessant waren die Gespräche, die sich an der „Bräuche zum Anfassen“-Kiste entwickelten, wenn Großeltern ihren Enkeln vom Weihnachten vor 50 Jahren erzählten. Viel Spaß hatten die LVR-Volkskundlerinnen und ihre Gäste, das war zu sehen und zu hören, wenn so mancher beim Fühlen von Konfetti und Kamelle spontan ein Karnevalslied anstimmte. So werden die „Bräuche zum Anfassen“ auch im nächsten Jahr wohl wieder zum Einsatz kommen – vermutlich ergänzt und erweitert um ein paar neue knifflige Tastobjekte zur rheinischen Brauchkultur.

NACHGEHAKT***Buckmann* on Tour**

Der Wikipedia-Artikel über den „Weckmann“ ist unter dem Stichwort „Stutenkerl“ zu finden: Es handelt sich hier um zwei Synonyme, so dass sich wie so oft die Frage stellt, welches beider Wörter denn nun als Leitform oder als Stichwort zu wählen ist. Dass nicht *Puhmann* oder *Buckmann* als Stichwortansatz infrage kommen, wird auch im Rheinland kaum jemanden verwundern: Wer *Puhmann* kennt (etwa in Mülheim an der Ruhr) oder wer vom *Buckmann* spricht (im Raum Vier-

sen – Mönchengladbach), wird doch das im Rheinland weit verbreitete *Weckmann* als Stichwort erwarten – und dann auf den Artikel „Stutenkerl“ stoßen. Über *Buckmann* ist im Wikipedia-Artikel zu lesen (Stichtag: 29. 9. 2014):

„In den Dialekten des nördlichen Rheinlands wird Bauch als Buck ausgesprochen, so dass mundartliches Buckmann wörtlich mit Bauchmann zu übersetzen wäre. In den Dialekten von Viersen, Mönchengladbach und deren weiterer Umgebung wird ein Weckmann **Buckmann** genannt.“

Ein Blick in die Versionsgeschichte des Artikels zeigt, dass dieser Passus am 8.11.2011 eingefügt worden ist – damals allerdings mit einem Nebensatz mehr:

„In den Dialekten des nördlichen Rheinlands wird Bauch als Buck ausgesprochen, so dass mundartliches Buckmann wörtlich mit Bauchmann zu übersetzen wäre. In den Dialekten von Viersen, Mönchengladbach und deren weiterer Umgebung wird, wie das ‚Rheinische Wörterbuch‘ belegt, ein Weckmann Buckmann genannt.“

Noch am selben Tag strich ein/e andere/r Wikipedia-AutorIn den Nebensatz; das später im Fettdruck erscheinende **Buckmann** wurde anfangs noch nicht hervorgehoben.

Im September 2014 stieß ein Mitarbeiter des ILR auf diesen Artikel. Da ihm beide Sätze irgendwie bekannt vorkamen, nahm er den Aufsatz „Weckmann kontra Stutenkerl“ zur Hand, der im Jahr 2006 in der Zeitschrift „Wir im Rheinland“ (WiR, Vorgänger von AiR) erschienen ist, und wurde fündig. Dort heißt es über die Bezeichnung *Buckmann* (S. 7):

„In den Dialekten des nördlichen Rheinlands wird Bauch als *Buck* ausgesprochen, so dass mundartliches *Buckmann* wörtlich mit Bauchmann zu übersetzen wäre. In den Dialekten von Viersen, Mönchengladbach und deren weiterer Umgebung wird, wie das ‚Rheinische Wörterbuch‘ belegt, ein *Weckmann Buckmann* genannt.“

Wer am 29. 9. 2014 die Wortfolge „In den Dialekten von Viersen, Mönchengladbach und deren weiterer Umgebung“ in eine bekannte Suchmaschine eingab, erzielte 108 Ergebnisse; die Zahl reduzierte sich dann aber auf 29, als Dopplungen abgezogen wurden. In fast allen Fällen handelte es sich um die Übernahme der entsprechenden Zeilen aus dem Wikipedia-Artikel: Nur ein Treffer enthielt den Hinweis auf das „Rheinische Wörterbuch“, so dass hier an einen direkten Weg vom WiR-Artikel ins Internet zu denken ist.

Zu wünschen wäre allerdings, dass bei Wikipedia irgendein Hinweis auf die Quelle des (nicht gekennzeichneten) Zitats gegeben würde, was dem User oder der Userin die Möglichkeit eröffnete, mehr über die *Weckmann*-Synonyme im Rheinland zu erfahren. Dabei käme dann beispielsweise auch der *Hirzemann* (Raum Bonn) ins Gespräch.

Georg Cornelissen

Nachweise

G. C.: Weckmann kontra Stutenkerl. Sprachliche Verdrängungswettbewerbe im Rheinland. In: Wir im Rheinland 24, 2006, Heft 1, S. 6-14.

<http://de.wikipedia.org/wiki/Stutenkerl> (29. 9. 2014).

SPRACHE

Cornelissen, Georg: *Kleine Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen*. Köln 2015.

Debus, Friedhelm: *Namenkunde und Namengeschichte*. Eine Einführung. Berlin 2012.

Debus, Friedhelm/Heuser, Rita/Nübling, Damaris (Hrsg.): *Linguistik der Familiennamen*. (Germanistische Linguistik, 225-227). Hildesheim, Zürich, New York 2014.

Ehrhart, Sabine: *Europäische Mehrsprachigkeit in Bewegung: Treffpunkt Luxemburg*. Des plurilinguismes en dialogue: rencontres luxembourgeoises. (Mehrsprachigkeit in Europa/Multilingualism in Europe, 8). Bern u. a. 2014.

Elmentaler, Michael/Hoinkes, Ulrich (Hrsg.): *Gute Sprache, schlechte Sprache*. Sprachnormen und regionale Vielfalt im Wandel. (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft, 2). Frankfurt am Main 2011.

Gerdies, Joachim: *Arbeitsfelder der Jugendsprachforschung*. Studienbuch für Lehre und Forschung. (Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge, 12). Frankfurt am Main u. a. 2013.

Gilles, Peter/Kollmann, Cristian/Müller, Claire (Hrsg.): *Familiennamen zwischen Maas und Rhein*. (Luxemburg-Studien/Études Luxembourgeoises, 6). Frankfurt am Main u. a. 2014.

Gooskens, Charlotte/Bezooijen, Renée van (Eds.): *Phonetics in Europe*. Perception and Production. Frankfurt am Main u. a. 2013.

Hilgers, Heribert A.: *Alaaf!* Ein Kölner Hochruf. Köln 2014.

Honnen, Peter: *Alles paletti?* Migration und Sprache an Rhein und Ruhr. Köln 2015.

Huber, Gerald: *Hubers Bairische Wortkunde*. Wissen woher Wörter kommen. München 2013.

Jadoul, Fernand (Red.): *Platbook 13*. Geld. Maastricht 2014.

Kanz, Ulrich/Kilgert-Bartonek, Nadine/Schießl, Ludwig (Hrsg.): *Die Heimat auf der Zunge tragen* – Mundart als Sprachschatz. Beiträge zur internationalen Dialektologentagung anlässlich des 70. Geburtstags von Ludwig Zehetner, Hetzenbach (Oberpfalz), März 2009. Regensburg 2012.

Karin, Anna/Ulivi, Silvia/Wich-Reif, Claudia (Hrsg.): *Regiolekt, Funktiolekt, Idiolekt*: Die Stadt und ihre Sprachen. Akten der 31. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung. Bonn, 29. September – 02. Oktober 2013. (Sprache in kulturellen Kontexten/Language in Cultural Contexts, 1). Göttingen 2015.

König, Almut: *Sprachatlas von Unterfranken zum Dialekt und Dialektverhalten junger Erwachsener* (JuSUF). Heidelberg 2014.

Krambo, Günter: *Nöissend ... bi et fröher wor.* Erinnerungen in unserem heimischen Dialekt. Neustadt 2012. (CD und Buch: Hochdeutsche Übersetzung des Hörbuches)

Kreischer, Georg: *So spielten einst Kinder am Niederrhein.* Kindheitstage im Spiegel der Erinnerung. Mit Zeichnungen von Heinrich Zöllner. Duisburg-Baerl 2014.

Kunze, Konrad/Nübling, Damaris (Hrsg.): *Deutscher Familiennamenatlas.* Band 4: Familiennamen nach Herkunft und Wohnstätte. Von Christian Bochenek, Kathrin Dräger, Fabian Fahlbusch, Jessica Nowak. Berlin, Boston 2013.

Lameli, Alfred: *Strukturen im Sprachraum.* Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland. (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 54). Berlin, Boston 2013.

Mähl, Stefan: *Mehrgliedrige Verbalkomplexe im Mittelniederdeutschen.* Ein Beitrag zu einer historischen Syntax des Deutschen. (Niederdeutsche Studien, 57). Köln, Weimar, Wien 2014.

Niebaum, Hermann/Macha, Jürgen: *Einführung in die Dialektologie des Deutschen.* 3., überarbeitete und erweiterte Aufl. (Germanistische Arbeitshefte, 37). Berlin, Boston 2014.

Offers-Kompenei. 60 Jahre 1954 – 2014. Velbert 2014.

Peters, Robert: *Mittelniederdeutsche Studien.* Gesammelte Schriften 1974 bis 2003. Hrsg. von Robert Langhanke. Bielefeld 2012.

Schiefer, Hanjo: *Dem leeven J.* Stadtverzell, Malörche, schräge Ledche, Bützjer un andere Frivolitätche [...]. Köln 2012.

Schmachthagen, Peter: *Hamburger Wortschatz.* Schnacks und Begriffe aus Stadt und Land. Hamburg 2014.

Spohr, Heinrich: *Wörterbuch der Düsseldorfer Mundart.* Deutsch – Düsseldorfer Rheinisch. Hrsg. von der Alde Düsseldorfer Bürgergesellschaft 1920 e. V. Düsseldorf 2013.

Vasthoff, Josef: *De Mönsterlänner un öhr Mönster.* (Niederdeutsche Kultur, 4). Münster 2014.

Weelen, Paul (Red.): *Tegels waardebook.* (Limburgse Diksionaere Lies, 6). Maastricht 2014.

Wenker, Georg: *Schriften zum Sprachatlas des Deutschen Reichs*. Gesamtausgabe. Hrsg. und bearbeitet von Alfred Lameli. Unter Mitarbeit von Johanna Heil und Constanze Wellendorf. Band 1-3. Hildesheim, Zürich, New York 2013/2014.

Wibbelt, Augustin: *Aobend-Klocken*. Gedichte in münsterländischer Mundart. (Augustin Wibbelt. Gesammelte Werke in Einzelausgaben, 21). Bielefeld 2013.

Wibbelt, Augustin: *Schulte Witte*. In de Stadt – Trügg up't Land. Gelesen von Pater Josef Tenbrink. Hrsg. von der Augustin Wibbelt-Gesellschaft e. V. o. O. 2012.

VOLKSKUNDE

Bausinger, Hermann: *Ergebnisgesellschaft*. Facetten der Alltagskultur. Tübingen 2014.

Bendix, Regina F./Fenske, Michaela (Hg.): *Politische Mahlzeiten/Political Meals*. Berlin u.a. 2014.

Binas-Preisendörfer, Susanne/ Bonz, Jochen/ Butler, Martin (Hrsg.): *Pop/ Wissen/Transfers*. Zur Kommunikation und Explikation populärkulturellen Wissens. (Reihe Populäre Kultur und Medien, Band 5) Berlin 2014.

Denninger, Tina u.a.: *Leben im Ruhestand*. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft, Bielefeld 2015.

Hannes Krämer: *Die Praxis der Kreativität*. Eine Ethnografie kreativer Arbeit, Bielefeld 2014.

Heuter, Christoph/Schimek, Michael/ Vorwig, Carsten (Hrsg.): *Bauern-, Herren-, Fertighäuser*. Hausforschung als Sozialgeschichte. Eine Freundesgabe für Thomas Spohn zum 65. Geburtstag. (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/ Europäischen Ethnologie, Band 19) Münster u.a. 2014.

Hirschfelder, Gunther u.a. (Hrsg.): *Fremde Nähe*. Migrantische Perspektiven auf Bayern (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, Band 24) Münster 2013.

Johler, Reinhard (Hg.): *Where is Europe*. Dimensionen und Erfahrungen des neuen Europas. Tübingen 2013.

Kolbe, Susanne: *Da liegt der Hund begraben*. Von Tierfriedhöfen und Tierbestattungen, Marburg 2014.

Landesgemeinschaft der Krippenfreunde im Rheinland und Westfalen e.V.: „Zur Krippe her kommet...“ Geschichten und Bräuche rund um die Weihnachtskrippe. Münster u.a. 2015.

Langer, Lydia: *Revolution im Einzelhandel*. Die Einführung der Selbstbedienung in Lebensmittelgeschäften der BRD (1949-1973), Köln u.a. 2013.

Löffler, Charlotte: *Gewohnte Dinge*. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im Pflegeheim. Tübingen 2014.

Masse, Kasper u.a.: *Macher – Medien – Publika*, Beiträge der Europäischen Ethnologie zu Geschmack und Vergnügen. Würzburg 2014.

Rolshofen, Johanna u.a (Hrsg.): *Mobilitäten!* (Voyage. Jahrbuch für Reise- & Tourismusforschung Band 10) Berlin 2014.

Schneider, Ingo/Flor, Valeska (Hrsg.): *Erzählungen als kulturelles Erbe* – Das kulturelle Erbe als Erzählung. Beiträge der 6. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, Band 2) Münster u.a. 2014.

Schöne, Anja/Groschwitz, Helmut (Hrsg.): *Religiosität und Spiritualität*. Fragen, Kompetenzen, Ergebnisse, Münster u.a. 2014.

Simon, Michael/Seidenspinner, Wolfgang/Niem, Christina (Hrsg.): *Episteme der Romantik*. Volkskundliche Erkundungen (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Band 8) Münster u.a. 2013.

BILDNACHWEIS

**LVR-ILR, Rheinisches Volkskundearchiv/
Sammlung Jüssen**

S. 2 (oben links), S. 7

Thomas Esser

S. 2 (oben rechts), S. 12, 17 (unten)

Thomas Nast: Merry old Santa Claus.

https://de.wikipedia.org/wiki/Thomas_Nast#/media/File:1881_0101_tnast_santa_200.jpg (Stand: 13.08.2015)

S. 3 (oben links), S. 31 (links)

Stefan Arendt/

LVR-Zentrum für Medien und Bildung

S. 3 (oben rechts), 58, 61, 63

**LVR-ILR, Rheinisches Volkskundearchiv/
Sammlung Ferber**

S. 4

**LVR-ILR, Rheinisches Volkskundearchiv/
Sammlung Guthausen**

S. 6

WDR/Susanne Schnabel

S. 13, 14, 16, 19

Gestaltung: bleydesign, Köln/

Foto: Thomas Esser, Krefeld

S. 15, 17, 86

Stephanie Herden

S. 20, 23, 24

LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv/

Fritz Fülling: Der Weckmann – aber mit
Pfeife (Manuskript)

S. 27

Birgit Ströter/LVR

S. 28 (links)

<https://de.wikipedia.org/wiki/Stutenkerl>
(Stand: 13.08.2015)

S. 28 (rechts)

Titelblatt von Washington Irving „Dietrich
Knickerbockers humoristische Geschichte
der Stadt New York“

S. 29

Thomas Nast: Santa Claus. Aus: Erich
Kästner „Als der Nikolaus kam/The Night
before Christmas“

S. 30

“Twas the Night Before Christmas: Edited
by Santa Claus for the Benefit of Children
of the 21st Century, published by Pamela
McColl’s Grafton and Scratch Publishing
in 2012.”

<http://www.twasthenightbeforechristmas.ca/> (Stand: 13.08.2015)

S. 31 (rechts)

<http://minimatriarchin.blogspot.de/2013/11/die-weckmanns.html>
(Stand: 13.08.2015)

S. 32

Hans-Theo Gerhards/

LVR-Freilichtmuseum Kommern

S. 80

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde
des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

Herausgeber

LVR-Institut für Landeskunde
und Regionalgeschichte
Endenicher Straße 133
53115 Bonn
Tel 0228 9834-0
Fax 0228 9834-119
rheinische-landeskunde@lvr.de
www.rheinische-landeskunde.lvr.de

Redaktion

Dr. Katrin Bauer
Tel 0228 9834-276
katrin.bauer@lvr.de

Dr. Georg Cornelissen
Tel 0228 9834-231
georg.cornelissen@lvr.de

Gabriele Dafft
Tel 0228 9834-207
gabriele.dafft@lvr.de

Dr. Dagmar Hänel
Tel 0228 9834-261
dagmar.haenel@lvr.de

Peter Honnen
Tel 0228 9834-235
peter.honnen@lvr.de

Redaktionelle Mitarbeit

Vera Mey
Martina Schaper
Judith Schmidt
Helene Schullenberg
Alwine Thyssen
Peter Weber
Esther Weiß

Layout und Druck

LVR-Druckerei, Ottoplatz 2, 50679 Köln
Tel 0221 809-2418

online (pdf-Datei)

http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde/produkte/publikationen/alltag_im_rheinland/

